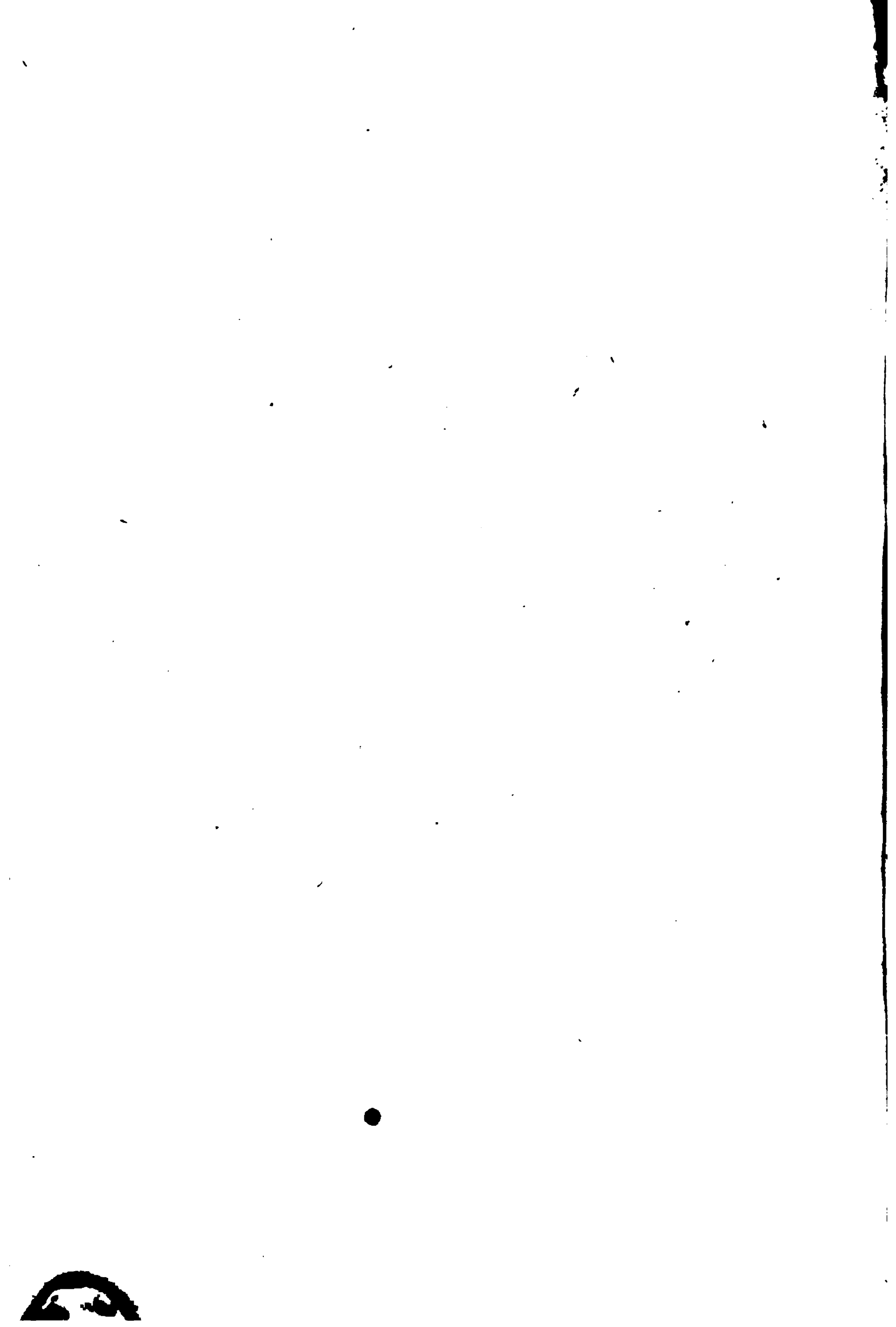


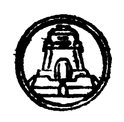
Schicksale

Ferdinand Maximilian

Carl Hauptmann

1918

Kurt Wolff Verlag / Leipzig



Druck der G. Kreysing'schen Buchdruckerei, Leipzig

Inhalt

Magdalena mit der Balsambüchse



Das Bauernhaus leuchtete schneeweiß. Und die Holzbalken im weißen Grunde waren hellgrün gestrichen, so daß sie sich noch heiter abhoben, wenn die alten Linden über dem Hausgiebel im Sommerlicht rauschten.

So war es auch in der Zeit, als die alte Mutter Luba im Bauernhause im Sterben lag.

Die alte Mutter Luba war zwar jetzt eine völlig verarmte Dorffrau. Denn ihr Sohn und dessen ganze Familie, an sich auch nur kümmerliche Leute, waren vor Jahren bei einer Typhusepidemie alle unerwartet hingestorben. Bis auf einen Enkel, der damals eben erst geboren war.

Aber die Mutter Luba war allezeit ein drolliger, sanfter Engel gewesen. Und die Bäuerin hatte es bei ihrem Manne durchgesetzt, daß die alte Marcella, wie man im Dorfe die Mutter Luba auch nannte, mit diesem Enkel in dem hellerlichten Bauernhause doch ihren Wohnwinkel gefunden.

Und wie die alte Luba im Sterben lag, war es in ihrem winzigen Stübel trotz der Armut sehr feierlich. Nicht bloß, weil bei ihr immer alles blitzeblank gescheuert war.

Die kleine, schmale Holzbank vor dem Ofenrohr sah wirklich aus wie aus frischem Holze. Und der rohe, schmale Tisch, der für Großmutter und Enkel gerade genug Raum bot, lag nicht wie in der großen Bauernstube voll Brotkrümel und Kartoffel-

schalen. Die Sonne überspielte einen mit roten Rosen bemalten Teller und vergoldete die gewaschene Tischplatte. Aber vor allem hing von der geweißten Decke ein ganz besonderes Ding herab. Mit bunten Wachslichtchen und bunten Papierblumen über und über besteckt. Eine Art Kronleuchter. Und die hereinfallenden Sonnenstrahlen konnten auch noch den Fuß einer kleinen, bemalten Holzstatue, die liebliche Vision einer heiligen Frau, bescheinen, die auf einem Postament in einer weißen Mauernische stand, so daß das kleine Öllämpchen, das immerwährend vor der Statue brannte, in den Sonnenstrahlen noch extra wie ein roter Stein glimmte und schimmerte.

Der Kronleuchter und das Heiligenbild. Heitere, feierliche Dinge. Mit denen es auch eine besondere Bewandtnis hatte.

Die alte Luba war nämlich immer im Leben voll phantasiereicher Einfälle gewesen. So hatte sie zum Beispiel, und das war, wie sie noch in ihrem Väterdorfe in Böhmen lebte, immer behauptet, daß man nie etwas Geistliches wegwerfen dürfe, worunter sie unter anderem auch die Gegenstände verstanden hatte, die mit dem Pfarrherrn selber irgendwie in leibliche Berührung gekommen waren.

Das war der Grund, weswegen der Kronleuchter überhaupt entstanden war.

Ein alter Regenschirm des Dorfpfarrers hatte



ihr dazu den Anlaß gegeben. Sie hatte das vernutzte, kahle Rohrgestell derart reizend mit bunten Papierrosetten und Wachskerzchen besteckt und ausgeschmückt, daß es noch jetzt, freilich schon arg verblichen und zunderig, wie aus Blütenzweigen gewunden von der Decke hing.

Und das war auch der Grund, weswegen jetzt das buntbemalte Holzbild der heiligen Frau hinter dem ewigen Lämpchen in dem Stübchen der sterbenden, alten Luba leuchtete. Denn die kleine Figur war die ehrende Revanche gewesen, die der Pfarrherr im Heimatsdorfe in Böhmen der Frau Luba für die Ehrung seines Regenschirmes geboten hatte.

Die Statue stellte keine Madonna mit dem Jesusknaben dar. Es war die heilige Magdalena mit der Balsambüchse.

*

Auch der kleine Andreas, der jetzt dreijährige Enkel der alten Marcella, hatte schon oft auf der Großmutter knochigen Armen gesessen, pausbackig und lebensgierig, und hatte seine roten Ärmchen nach der leuchtenden Magdalena ausgestreckt, wenn die Alte mit ihren mageren zitterigen Fingern an dem Bilde der holdseligen Frau mit der Balsambüchse sich behutsam abstäubend zu schaffen machte. Und wenn die alte Marcella kindlich laut und gefaßt ihre treuherzigen Gebetsworte an die selige

Frau im maigrünen, vergoldeten Faltenkleide und mit den gehäuften Rosen im Schoß richtete, hatte der straffe Junge erstaunt nicht nur auf der Großmutter welke Lippen und auf ihren großen Kehlkopfknochen am Halse gesehen, der sich dabei immer sehr aufdringlich unter der welken Runzelhaut auf und ab schob. Denn die alte Marcella war jetzt achtundsiebzig Jahre alt. Ihr Gesicht war ein Knochengerüst, daraus nur die hellen Augen noch wie heitere Wasserflecken lachten.

Die Statue der Heiligen war der alten Marcella das höchste Glück. Erst recht, wo sie jetzt im Sterben lag.

Auch wenn die verrunzelten Lider lange geschlossen gelegen, konnten sich die hellen Augen plötzlich erstaunt auftun wie aus dem Tode. Und die alte Luba konnte lange an die Decke starren, daran ein rauchbrauner Balken quer lief, von dem der geistliche Kronleuchter herabhing. Und sie konnte dann mit stillem Blicke lächelnd die Frau mit den Rosen im Schoße und der Balsambüchse langsam ertasten, die vom heiligen Lämpchen beglüht in der Mauernische stand. Und sie konnte die Heilige ewig anlächeln, als wenn aus deren buntem Gefäße wirklich Balsamtropfen in sie fielen.

Und weil sie im Fieber war, und ihre inneren Bilder nur wonnevoll leicht entschwebten, gar nicht mehr aus Erde schienen, konnte sie dann auch nach

dem kleinen Andreas greifen, der in ihren Fieberarmen fest schlief. Und konnte auch ihn wie verklärt ewig anlächeln. Weil das Bild dieses frischen, kräftigen, geröteten, dreijährigen Schläfers mit dem Bilde der Heiligen völlig verschwamm, und es ihr so deuchte, als wenn alles Leben im warmen Glanze heiliger Geister geborgen wäre.

Ja freilich ist alles Leben im Schoße Gottes geborgen. Auch alle Sünder, die aufwuchsen, haben je und je in Gottes Schoße gelegen. Auch alle, die je Schicksale trugen, lagen der heiligen Jungfrau an den Brüsten.

*

Andreas Luba war ein Dorfjunge und nichts weiter.

Das seltsame Bild des reinlichen, engen Heiligenstübchens war verschwunden wie eine Juniwiese im Gebirge verschwindet, wenn Nebel ziehen, wer weiß woher, und allmählich nichts bleibt, wie grau-in-graue Lüfte.

Ein arbeitsamer Bauer fragt nicht nach reinlichen Heiligenstübchen. Er fragt, ob der Dünger gefahren ist oder der Acker umgeworfen. Und treibt die große Magd und den plumpen Knecht halb wohl noch im Spaße mit einem Schwunge der großen Peitsche zur Arbeit an. Da kann man erst recht für den Hütejungen keine Heiligenvisionen erwarten.

Aber Andreas Luba hatte doch auf seine Weise Heiligenvisionen.

Wie die alte Marcella gestorben war, war die Papierkrone zu wurmstichig gewesen. Die war zerfallen. Aber die bunte, hölzerne, heilige Frau hatte die Alte den Bauersleuten noch sehnsüchtig anvertraut. Hatte ihnen, der Worte kaum noch mächtig, ausdrücklich und eifrig aufgegeben, sie ihrem einzigen Enkel in Schutz und Liebe auszuhändigen, sobald er einmal aus der Schule ginge. Und wie Andreas ins Tal zu einem Gärtner in die Lehre kam, hatte er die Statue, gut in ein Tuch eingewickelt, im Arme mit sich getragen und hütete sie in seiner Bodenkammer.

Andreas Luba war nämlich in seinen Ideen schon ein richtiger, kleiner Gauner.

Nicht etwa, daß er Böses schon getan hätte. Nur war er immer heimlich voller Ideen, um sich und sein Leben auch einen goldenen Schein zu weben.

Schon als Hütejunge.

Schon als Hütejunge träumte er, wenn er auf der Herbstwiese von einem Bein auf das andere trat, daß er schon irgendwie mitten in Nimbus und Reichtum säße. Zum Beispiel, daß er ein behaglicher, feiner Herr wäre, wie er einen immer im Dorfe bestaunt hatte. Der aus der Stadt ins Gebirge gekommen war, stets in einem ganz vor-

nehmen Schoßrock ging, einen Spazierstock mit blauem Steinknopf tändelnd in der Hand schwenkte, und der am Arme eine wunderliebliche Junge, die der heiligen Magdalena nicht ganz unähnlich deuchte, mit sich führte.

Und wie Andreas bei seinem Gärtner unten im Tal in der Lehre war, gaukelte manches junge Frauenbild mehr an ihm vorüber, von dem er auch bei sich heimlich erwog, daß es mit Rosen im Schoße und in maigrüner Seide völlig der Heiligen gleichen, an seinem Arme leuchtend einherschreiten und ihn mit seiner Liebe köstlich besonnen könnte.

Aber wie er einmal nach der jungen Gärtnerstochter gegriffen, da hatte der Lehrherr ihm gleich den richtigen Zahlaus gegeben. Deshalb blieb alles in ihm im Verborgenen sitzen. Und er begann nur verschlossener noch in seine Träume sich einzubohren.

Die anderen Gärtnerjungen und Gärtnergehilfen mochten ihn eigentlich nicht. Er konnte mir nichts dir nichts in ein tolles Lachen ausbrechen, auch wenn ringsum keine Seele zu sehen war. Er konnte gelegentlich auch einen ganz sinnlosen Streit beginnen. Und wenn es zu einer Schlägerei kam, war er derart jäh und verbissen, daß er nichts mehr hörte und sah, gar keine Grenze kannte, und die Gewalttätigkeit kein Ende fand. Aber er konnte

den anderen auch lustig zulachen, obwohl niemand wußte, aus welchem pfiffigen Register seine Schadenfreude hervorsprang.

Das kam, weil er in seinem Kopfe Ideen hatte wie Bienen im Korbe, und er immer an heimlichen Dingen sann und Projekte machte.

In der Freizeit saß er und malte Blätter und Hefte voll, die er vor jedermann verborgen hielt.

Er malte allerhand.

In seinen Heftchen standen Entwürfe von Hausgärten und fürstlichen Parks. Er zeichnete Häusergrundrisse, Schloßgrundrisse, seltsame Pavillons mit Springbrunnen davor, Freitreppen mit Geländern, auf denen Heiligenfiguren standen. Er malte auch ganz kleine Würfelhäuschen. Wie Igel geformt. Kleine Verließe. Richtige Erdfestungen, darin einsame Leute wandelten, von denen er sich auch ausdachte, daß sie die Menschen haßten. Auf einem Blatte war ein ganz kleines Dorfhäuschen aufgezeichnet. Alle Fenster nur wie Gucklöcher klein, und alle mit Gittern verkleidet. Vier Zimmerräume lagen innen um einen Lichthof. Darinnen mitten ein kleiner Wasserspiegel lag. Und Magdalena mit der Balsambüchse, aber durchaus nicht auf einem Postamente, nur ganz wie eine irdische Frau am Wasser stand. Und er hatte auch sich selber hineingemalt. Einen Mann im feinen Schoßrock neben die schlanke Heiligenfigur im fließenden

Kleide. Und hatte um das kleine Festungshäuschen in kurzer Entfernung eine hohe Mauer angebracht, die das Häuschen noch überragte und Zinnen und Schießscharten trug.

Denn immer gingen Andreas Lubas Phantasien auch auf Kampf und Verteidigung hinaus. Er träumte hundertmal von blutigem Streite und genoß ein wahres Vergnügen daran, sich auszudenken, daß er das Festungshäuschen mit seiner Heiligen drinnen auf Leben und Tod schützen müßte.

Auf einem Blatte stand ein richtiges Grabbollwerk. Ein Kreuzgang mit schönen Säulen zu beiden Seiten. Und in der Mitte auf dem gewaltigen Steine, der auf einem Postamente ragte, standen die Worte:

„Hier ruht"
„der Ritter Andreas Luba"
„und seine Ehefrau"
„Magdalena mit der Balsambüchse."

Andreas Luba hatte eben immer Spiel und Träume im Hirn. Auch die alte Marcella, seine Großmutter, war ihr Leben lang ein phantasievoller Mensch gewesen.

Und Andreas kam damit seinem Lehrherrn sehr zupasse, der eine sehr ansehnliche Gärtnerei im Tale besaß. Denn der Lehrherr hatte nur Muster, nach denen er Vorschläge zu machen verstand. Aber

Andreas warf ein neues Blatt voll schöner Anlagen nur so aus dem Handgelenke hin.

Aber seine Ideen waren doch auch Vampyre. Sie sogen alles Blut an. Oder auch sie waren Irrlichter. Sie zogen ihn am Ende ganz in den Sumpf.

*

Schon wie er ausgelernt hatte, wollte er wegen seiner Ideen sofort ein Herr sein. Er war es auch eine Zeitlang.

Als er von der Gestellung heimkam und frei geworden war, hatte er an einem Kornraine eine von den jungen, dürftigen Mägden aus einem Großbauergute gefunden, die auch nur gerade daran gedacht hatte, wo sie einen Mannesmund fände, um sich anzusaugen. Und geschmückt und lustig, wie Andreas auf dem Heimwege von der Gestellung aussah, hatte er ihr, behaglich mit ihr am Kornfelde sitzend, erzählt, daß er frei geworden wäre, daß er natürlich jetzt ein Weib nehmen würde, und daß sie zwar bisher Elfriede geheißen, aber in der Zukunft als sein Weib Magdalena heißen müßte.

Alles im Spaße noch. Und doch sehr im Ernste auch wieder. Wie das bei Andreas so zuging.

Und er war die nächsten Tage in den Feierstunden wieder zu ihr gekommen, hatte ihr seine Zeichnungen gezeigt und hatte gesagt, daß er jetzt

eine kleine Festung bauen und mit ihr darin wohnen wollte.

Einstweilen so pfiffig in Korn und Klee. Da standen die Aussichten noch immer nur als Schemen und schwebten lustig mitten im Getreideduft, wenn die kräftigen Hände sich verschlangen.

Aber dann, wie mehr Aufträge kamen, und weil Elfriede, die jetzt Magdalena hieß, in alles längst lustig eingewilligt hatte, kaufte er wirklich eine ganz entlegene Hütte am Walde oben in seinem Heimatdorfe. Begann sie zu ummauern, wie er es sich schon hundertmal ausgedacht, und hatte bald Magdalena zu sich genommen.

Es war eine ganz kleine Hütte, die nur eine Stube und einen kleinen Stall mit einer Ziege umfaßte. Und in der anfangs nur die buntbemalte, hölzerne Heiligenfigur und das brennende Öllämpchen davor, aus einer Nische einen feierlichen Schein gab.

Aber es dauerte nicht lange, da brachte Andreas allerlei Kleinkram, der zum Schmücken der alten Holzwände taugte, nachdem er sich in seinen Feierstunden abgemüht hatte, daß auch der kleine Garten bis zur Mauer wie ein Blumenparadies aussah. Und mit der Zeit trug er wer weiß was in seine Festung. Denn er begann sich jetzt für seine Magdalena richtig zu verzehren. Mit der Zeit brachte er sogar Goldsachen. Und er brachte endlich auch

ein helles Seidenkleid, damit Magdalena in leuchtendem Prunke mitten in den Blumen stand. Wie dürftig und ärmlich und nur wie des kleinen Gärtners Wirtin gekleidet sie auch sonst immer zu Tale laufen und auf der Dorfstraße hinschreiten mochte.

Fast könnte man denken, daß Andreas Luba gleich von Anfang an wahnsinnig war.

Niemand hätte es begreifen können, wenn er auch nur einmal hätte in den kleinen Prunkgarten und das einzige Festungsstübel hineinblicken können.

Obwohl er viele gute Aufträge im Dorfe und auch auswärts hatte, so hätten doch seine Einkünfte nicht annähernd hingereicht, Hauswände und Weib mit kleinen Schätzen zu schmücken. Und Andreas schmückte schon mit richtigen Schätzen. Nur daß jetzt um so weniger einer hätte wagen dürfen, hinter seine Festungsmauer zu dringen.

Andreas Luba hatte nämlich längst angefangen, auf eine sehr sinnvoll berechnete Weise zu stehlen. Zuerst bestahl er den Zimmermeister, der mit ihm eine Arbeit gemeinsam ausführte, und der übrigens sein guter Freund war. Und bestahl gelegentlich auch seine anderen Mitarbeiter, ohne daß je ein Verdacht auf ihn fallen konnte. Allmählich stahl er auch bei seinen vornehmen Arbeitgebern, die ihn wegen seines freien Verkehrstones und seiner üppigen Ideen sehr zuvorkommend und ein bißchen wie ein

Genie empfingen. Denn Andreas machte schon Parks, die in der Kleinstadtzeitung gerühmt standen. Er hatte Einfälle, die auch verwöhnte Leute entzückten. Und innen, fern der Welt, in seiner kleinen, entlegenen Festung wurde es dabei immer mehr wie im Himmel.

Und Magdalena war durchaus nicht heilig. Sie war sehr lustig. Sie sah jetzt neben der buntbemalten, kleinen Heiligen sehr lieblich aus. In seinen Armen hatte sie Wangen, die wie Äpfel im Herbstlaub glühten. Und ihre Augen konnten bei seiner Abendheimkehr wie die leibhaftige Neugier funkeln. Und lachen wie Vogelaugen.

Andreas hatte sie ganz zu seiner heiligen Frau herausstaffiert und hätte nie mehr wissen können, daß sie nur einer verwahrlosten Dorffrau Tochter war.

Ihr Bild in Seidengewändern und mit Golde und blinkenden Steinen verfolgte Andreas noch in seine Träume. Und auf diesen Träumen beruhte sein Leben.

*

Das war so ein ganzes, kurzes, seliges Jahr hingegangen. Da waren die Leute im Dorfe doch endlich stutzig geworden.

Eines Tages, es war wieder im Juni, war ein kräftiger Bauer an die Tür der Mauer gekommen und hatte hineingewollt.

Zuerst war es dem Zimmermeister und dann einem Stadtherrn aufgefallen, daß Geld und Kostbarkeiten verschwunden waren, jedesmal, wenn Luba am Orte gewesen.

Und auch zwei Mitarbeiter des Andreas Luba hatten ernsten Verdacht geschöpft und hatten sich schon eine längere Zeit heimlich vorgenommen, das Tun Lubas zu beobachten.

Der Bauer kam sozusagen schon zu einer näheren Rekognoszierung. Es war Sonnabends. Und weil auch auf das heftigste Klopfen niemand geöffnet hatte, war der Bauer nur Sonntags ein zweites Mal wiedergekommen.

Da wußte Andreas, der jetzt ein richtiger Gauner war, ein Mann aus der Welt, wo die Träume ohne Grenzen aufschießen wie Sumpfblasen, schon genug.

Andreas war erst zweiundzwanzig Jahre alt. Und Magdalena neunzehn.

Andreas war nicht etwa erschrocken davon. Er dachte gar nicht daran, etwas Furchtsames zu sagen. Er hatte nur jedesmal, wenn das Klopfen an der Mauertür erscholl, zu Magdalena pfiffig gesagt: „Kein Mensch kommt in meine Festung!"

Und er war nur am Montage lieber gleich ganz von der Arbeit daheim geblieben.

Denn am Montag kam der Bauer zum dritten Male wieder und pochte. Und wie sich auch dieses

Mal keinerlei Menschenlaute hinter der Mauer spüren ließen, kamen nach kurzer Zeit zwei.

Die Hütte lag ja ziemlich entfernt vom Dorfe, oben am Walde.

Da hatte Andreas nur wieder mit pfiffigem Lachen zu der etwas verängstigten Magdalena gesagt: „Kein Mensch kommt in meine Festung!" Nur hatte er dabei auch die Büchse aus dem Winkel hervorgegriffen, die er sich als lediger Mann gelegentlich gekauft hatte. Und hatte sie sauber zu machen angefangen und dann mit zwei Patronen sorglich versehen.

Denn dann waren noch andere Bauern, mit dem Gendarm zusammen, gekommen. Und der Gendarm hatte jetzt mit seinem Säbel klirrend an die Mauerpforte geschlagen.

Da sah Andreas wie ein Luchs wieder durch die Mauerluke hinaus und sah, daß eine ganze Schar Bauern schon im weiten Umkreise seine Festungswerke umstellt hatten. Und sah also, daß alles bis aufs letzte von seinen Fahrten erkannt und entdeckt war.

„Gehe du ruhig hinaus, Magdalena!" sagte er nur jetzt ganz nebenbei und sehr freundlich lächelnd. „Dich geht die Sache gar nichts an . . . du bist völlig unschuldig daran!"

Die Junge begriff noch immer gar nichts. Sie weinte nur jetzt heftiger. Hatte die Kostbarkeiten

in einen Kasten geworfen. Stand im armseligen Hauskleide und wagte keinen Schritt zu tun.

Da lachte Andreas noch wütender und rief hinaus: „Niemand kommt hier herein!“ Zum ersten Male ganz laut und jähzornig.

So wußten die Bauern und der Gendarm, daß sie eine richtige Belagerung machen müßten. Zumal Andreas dabei sein Büchsenrohr über die Mauer hochgehalten und seine Worte noch einmal gehässiger wiederholt hatte.

„Niemand kommt hier herein!“

Es war Andreas blutiger Ernst, daß er seine Festung bis zum letzten Atemzuge verteidigen wollte.

Wie sie mit Äxten gegen die Mauerpforte zu schlagen und so im Hauf einzudringen versuchten, schoß Andreas eine Kugel warnend in die Lüfte.

Und weil auch der Gendarm sofort scharf dagegen schoß, obwohl sie durch die Mauer weidlich getrennt waren, wußte man nicht, wie die kleine Komödie noch enden sollte.

Und man wagte auch eine lange Weile nichts weiter.

Bis von drinnen das Hohnlachen Andreas Lubas durch die Mauerluke die Bauern wieder aufschreckte.

Einen ganzen Tag dauerte die unblutige, verhaltene, komische Belagerung. Denn niemand hatte Lust, sein Leben leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Und so lächerlich auch, man konnte doch das kleine

Gehäuse mit der hohen Mauer nicht einfach mit der Hand zusammendrücken. Zumal Andreas schließlich zu wiederholten Malen immer noch wieder in die Luft geschossen hatte, sobald ein Bauerngesicht gewagt hatte, sich über der Mauer zu zeigen.

So stand der Bauernkordon auch noch eine ganze Nacht. Es war eine helle Sommernacht. Auch die Hirsche waren aus dem Walde in den Nachtglanz getreten.

Bis am beginnenden Morgen schließlich doch ein allzu kühner Bauer einen Streifschuß in den Oberarm bekam.

Da hatte man sich schnell entschlossen, eine kleine Kolonne Soldaten aus der nahen Garnison dazuzurufen. Denen es ohne große Mühe, wobei freilich noch immer hin und her vereinzelte Schüsse fielen, gelang, in das phantastische Reich einzudringen.

Der Garten blühte über und über. In der engen Stube drin die kleine heilige Figur stand still in der Nische. Und das Öllämpchen glimmte wie ein roter Stein. Die ärmliche Magdalena kniete am Boden, bleich und mit ausgebreiteten Armen über Andreas gebeugt. Und schluchzend. Denn Andreas hatte sich im letzten Augenblick die eigene Kugel ins Herz gejagt. Er lag mit lächelndem Gesicht tot auf der Diele hingestreckt.



Ein Bruder der Steine





Die langen Bauernjungen und der dicke, grobe Schulze im Dorf wußten gar nicht mehr, daß der alte Bettelmann noch eine Seele hatte.

Der alte Bettelmann war völlig verschrumpft. Aschfahl und erdig.

Und er hatte einen häßlichen Namen. Er hieß Grunze. Einmal sogar vollständig Adam Grunze.

Damit konnte er freilich von Anfang an in einem Salon keinen Staat machen.

Adam Grunze, das gehört so recht auf den faulig riechenden Düngerhaufen, wo auch Pferdemist und Strohhalme in der Luft herumfliegen. Oder noch besser: gleich in den Schweinekoben.

Aber der alte Grunze hatte gar keinen Geruch mehr.

Gegen die schlimmen Arome aus dem Dung- und Gemüllhaufen war er gewappnet, besser wie ein Stahlritter gegen Lanzenstiche.

Da war der Eingang in seine Seele fester verschlossen wie ein Geldschrank gegen Diebe.

Da konnte seiner Seele auf dieser Erde niemand mehr etwas anhaben. Schon seit zwanzig Jahren.

Schon seit zwanzig Jahren wußte er es gar nicht mehr, daß die jung umgeworfene, braune Scholle im Frühling riecht wie leicht ätzend und würzig. Und so frisch heimatlich. Und daß an der hinteren Mauer des Armenhauses, wo auch

wilder Efeu kletterte, kleine Veilchen dufteten gar nicht wie irdische Dinge, eher wie ein Stück Himmelsblau.

Das mochte vor zwanzig und mehr Jahren alles einmal so gewesen sein.

Das war jetzt für den alten Bettelmann nicht einmal eine Sage mehr. Das war in Adam Grunze längst ausgeklungen und ausgesungen.

Denn die Tore in seine Seele waren total verschüttet.

Nicht Veilchenduft. Nicht Düngerduft. Nichts konnte Grunze auch nur daran erinnern, wenn er auf dem ausgetrockneten, in Sommerglut dörrenden Dungstroh Stunden und Tage hinter der Scheune am Bauernhofe lag.

Der alte Grunze hatte auch keinerlei Sorge vor Fliegen mehr. Oder vor Mücken. Oder vor Ohrwürmern.

Oder vor der Kreuzspinne, wenn die über seine klebrigen Lumpen und auf seiner borstigen Haut hinkroch.

Nämlich seine Haut konnte eine gewöhnliche Durchschnittsfliege allenthalben betreten ohne jede Gefahr. Der alte Grunze fühlte gar nichts mehr.

Eine gewöhnliche Durchschnittsmücke konnte ihn zwicken und stechen, so frech sie wollte. Da hätte sie einen ganzen Nachmittag arbeiten müssen. Nicht mit einem gewöhnlichen, zarten Mückenstechkolben.

Gleich mit einem Drehbohrer. Und wäre doch nicht bis aufs Blut gekommen.

Man sah es ja dem alten Grunze schon im Gesicht an. Das war so erdfahl, lederhart und rissig, wie eine Rhinozerosschale.

Gar nicht Menschenhaut. Eher Baumrinde.

Ganz nur gemacht, damit der alte Bettelmann jetzt wenigstens ruhig in dem gedörrten Dungstroh schlafen konnte. Sich nicht zu rühren brauchte, wenn allerlei Gewürm und Ungeziefer friedlich auf seinem Hals und Gesicht spazierte. Mit feinen Fühlern seine verquollenen Augenlider untersuchte. Ihm in Taschen und Lumpen herumkroch. Und auf seinen wie aus trockener Bronze gemachten, sprüngigen Händen und Füßen herumhockte wie auf der Borke eines verwitterten Ahornbaumes.

Bei dem alten Grunze waren alle die Luken und Tore in die Seele total verschüttet.

Auch ein Kind hätte ihn am Halse, im Gesicht, an den Händen lange streicheln können. Und der alte Grunze wäre doch nicht wach geworden.

Auch ein Kind hätte ihn herzhaft an seinem Leibe anrühren können. Er wäre es nicht gewahr worden, wenn er nicht etwa wach gewesen und seinen Nebelblick nachlässig prüfend zufällig nach dessen Seite gedreht hätte.

Aber von Kindern, die zum Streicheln hätten kommen können, wußte er nichts mehr.

Ob er je Kinder gehabt, hätte man nicht mehr aus ihm erfragen können.

Höchstens komen die großen Bauernjungen und strichen mit einsam hligen Holzspane in das rindige Furchengesicht, wenn der alte Grunze auf dem Dungstroh hinter der Scheune oder in den Quecken draußen in der Ackerfurche am Lehmteiche, vom Sommersonnenstrahl beschienen, mit den drei langen, gelben Zähnen im offenen Munde und den verharzten Haarbüscheln um den mächtigen Schädel dalag.

Dann sah der alte Grunze, wenn er am Abend endlich langsam in sein finsteres Mauerloch im Armenhause heimschlürfte, nur noch ein wenig schwärzer aus.

Aber niemand kümmerte das. Bis es ihm der Regen wieder abwusch.

Alle Luken und Tore in die Seele waren wirklich ganz verschüttet. Nicht nur verschüttet die seligen Pforten, darein wie durch rosenbekränzte Gartentürchen die liebliche Liebe von Seele zu Seele huscht. Darein das Streicheln zärtlicher Kinderhände einschlupft, einem Lachen ähnlich.

Auch sein Blick war nur noch ein Nebelblick.

Er sah nur noch eine Fläche in Grau, darin große, farblose Massen sich unbestimmt hin und her schoben. Gerade genug für ihn, daß er ausweichen konnte, wenn ein hoher, ährengetürmter

Erntewagen die Dorfstraße mit Leben und Lärm entlangfuhr.

So daß der alte Grunze dann lange noch sinnend an der Böschung des Dorfbaches stand, an einem Baumstamme festgeklammert, und lange nur immer überlegen mußte, welches Wunder sich in der grau in grauen Welt mit ihren lärmenden Kolossen wieder einmal begeben?

Leben und Lärm? Ja! auch nur noch ein fernes, dumpfes, sinnloses Durcheinander. Darin die Peitschenknalle des Kutschers ein seltsames Schrillen gaben, das wie eine schwirrende Saite ewig in dem alten Grunze fortsurrte. Und ihn schließlich doch ganz allmählich ins Unbestimmte erinnerte, daß es einmal eine sonnige Landstraße oder Dorfstraße, und eine Ernte mit Weizenfülle, und mit bunten Menschen und hellem Lachen wirklich gegeben hatte, was alles in *seiner* Seele und auf *seiner* engen, grauen, eintönigen Erde niemals mehr vorhanden war.

Der alte Grunze war für alle im Dorfe nur ein grausiger Bettelmann.

Er war für sich selber fast so stumpf wie ein Stein.

Er konnte in seinem öden Armenhauswinkel ewig hocken und vor sich hinbrüten. Dort, wo die schmale Holzbank zwischen der morschen Bettkiste voll Schmutzstroh und Lumpen und dem un-

verschmierten, meist kalten Eisenofen stand. Nicht einmal die Kälte im rauchigen, grauen Mauerloche fühlte er mehr.

Auch Hunger war ihm nicht viel. Er schmeckte nichts. Und von einem Bettelgange brachte er für drei Wochen Brotkrusten mit heim.

Und kaute an einer Brotkruste, die plump bewegten Kiefer wie Reibeplatten vorgereckt, ganze Tage lang, wenn er auf seiner verwahrlosten Holzbank in Lumpen eingehüllt dumpf vor sich hinstierte.

Er konnte einen ganzen Winter lang so dasitzen.

Wenn man die Tür in den Dämmer seines modrigen Mauerschlitzes auftat, merkte er gar nichts.

Er war auch ganz ausgetrocknet, weil er kaum noch trank.

Wie ein rätselhaftes Monument so starr. Oder wie ein Winterstamm. So ragte er reglos auf seiner Stelle.

Der alte Bettelmann war nur noch wie aus schmutziger Erde hingebildet.

Niemand wußte mehr, wo seine Seele steckte. Sie war ganz unter Lumpen und grauer Verwitterung verkrochen.

Sie war ganz klein geworden. Kleiner wie eine Mücke.

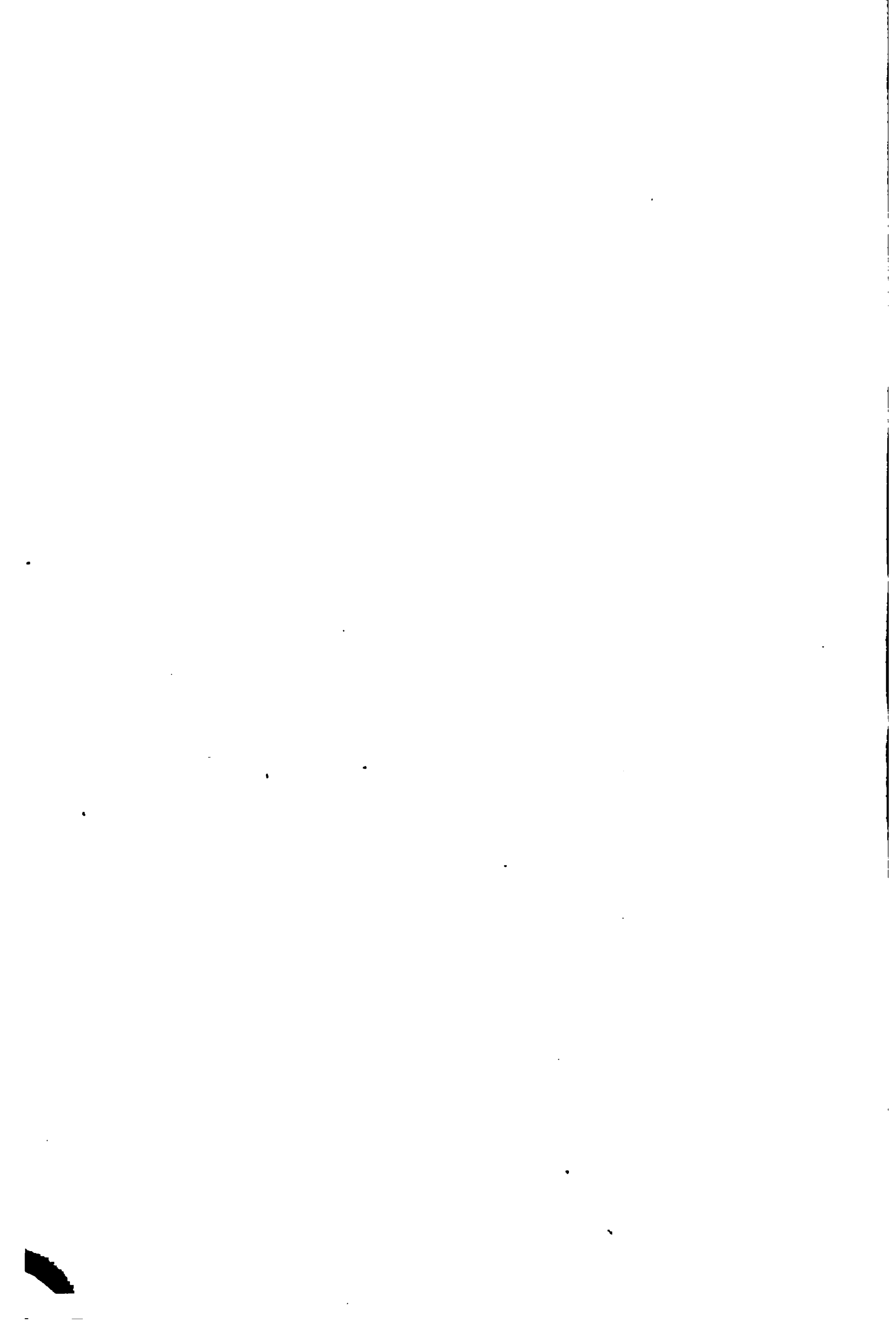
Sie saß wie ein winzigster Tropfen ganz nur im innersten Schutthaufen verborgen.

Ach, vielleicht ein kleinster Funke.

Man mußte immer denken, daß auch er längst ausgelöscht wäre.

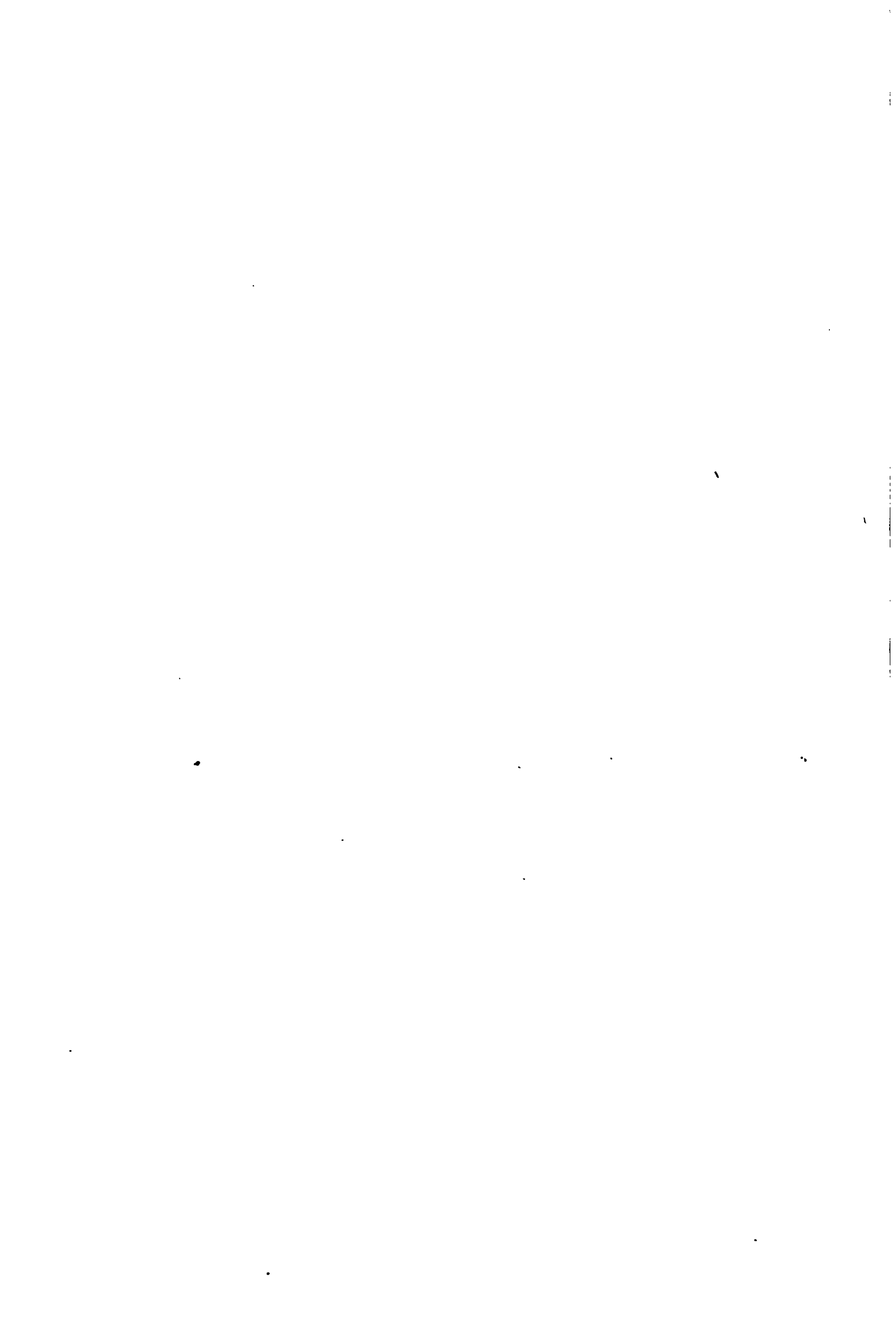
Aber der alte Bettelmann schleppte seine Lumpenhülle doch jeden Frühling neu in die strahlende Sonnenwärme auf die Dungstatt. Oder im Sommer auf die Quecken draußen in der Ackerfurche.

Und die allerkleinste Mückenseele tanzte dann heimlich doch in dem alten, versteinten Rindengehäuse einen Tanz.



Der Tanzmeister Grandhomme





Der Tanzmeister Grandhomme war einer der sonderbarsten Männer in der Stadt.

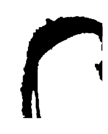
Zunächst schon deshalb, weil er gewissermaßen in der Luft stehen konnte, ohne Beinstützen. Der Oberkörper so ruhig scheinen konnte, als wäre er eine auf einer Kommode aufgestellte Halbfigur. Unterdessen die schlanken Tanzbeine für sich Kapriolen machten, eine Ewigkeit lang, ohne den Boden zu berühren.

Dann aber auch, weil niemand wußte, wie alt er war.

Nicht einmal er selber wußte das.

Die Leute in der Stadt, die einmal Kinder gehabt, und sie den feinen Umgang mit den Menschen hatten ausdrücklich lehren lassen, wußten nur, daß es dafür immer einen Tanzmeister Grandhomme gab. Immer einen, durch dessen festliche Säle, die übrigens auch alle Zeit weiß und mit feinem Stuck und goldenen Zieraten ausgeschmückt waren, und an deren Decken verliebte, kleine, bunte Engel im Blauen immer gelacht hatten, schon ihre eigenen Mütter und Väter und dann sie selber in das Werktagsleben hineingetanzt waren.

Alle hatten so eine Vorstellung, als ob es einen Tanzmeister Grandhomme immer geben müßte. Schon weil ein jeder, wenn der Tanzmeister vor ihm gestanden und ihm seine wie auf leichten Flügeln ausgeführten Sprünge unvermutet plötzlich



vorgemacht, sich des Gefühls nicht hatte entschlagen können, daß Grandhomme weder alt noch jung wäre. Nur so recht eigentlich ein Mann, in den weder die Sonne noch die Zeit Male brennt.

Manche Frauen bewahrten aus ihrer Mädchenzeit mit heimlicher Liebe noch das Bild des Tanzmeisters Grandhomme. Und wenn sie es ihren flügge werdenden Dirnen zeigten, die jetzt mit Grandhomme ihren bürgerlichen Gesellschaftsschliff vollenden sollten, konnte es gar kein Zweifel sein, daß es eben derselbe Grandhomme war, der mit seinem Oberkörper in der Luft stehen konnte, während die schlanken Beine wie ein Uhrenpendel beständig hin und her schwangen. Derselbe Grandhomme mit all seinen Zaubern für . . . ja, so fühlte Grandhomme wenigstens . . . für jedes junge, eben der Sonne der Liebe neu aufknospende Mädchenherz.

Denn das war es auch, warum der Tanzmeister Grandhomme selber nicht wußte, wie alt er war, warum er sich selber wie der ewige Tanzmeister Grandhomme erschien. Weil er seit Jahrzehnten in jedem Jahre neu hatte erleben müssen, daß Hunderte und Hunderte verliebter Mädchen- und Jünglingsaugen sich gespannt und verheißungsvoll an seine schlanke Gestalt ansaugten, wenn er auch nur die kleinsten Bewegungen und Sprünge machte. Hunderte und Hunderte glänzender, junger Augen

ihn immerfort suchten und trafen; so kindlich und eifrig hingegeben wie die guten, blauen Lämmeraugen, wenn einmal der Hirte mit dem Morgenstrahl zusammen in den Schafstall guckt. So hingegeben. Und so bereit zugleich alle die Lebenssprünge zu wagen, die ihr Idol und Meister jach zuckend wie eine pralle, springende Knospe sozusagen aus Hand- und Fußgelenken schüttelte. So hingegeben und auch so bereit, dann im Chore wie ein Sphärenreigen zu seinen anmutig verliebten Taktschlägen weiterzuziehen.

Seltsame Tatsache. Grandhomme war auch für seine Freunde weder alt noch jung. Das konnten die am besten ermessen, die neben ihm gelebt hatten und dabei schneeweiße Haare bekommen und einen müderen Gang längst angenommen hatten.

Der Tanzmeister Grandhomme hatte immer dieselbe Haarfarbe. Saß immer aufrecht, ohne die Stuhllehne zu berühren. Hatte immer eine jugendliche Fleischfarbe im Gesicht. Hatte eine Reihe frischer Zähne. Schwebte bei jedem Schritt. Nicht etwa wie ein Bäckerjunge oder ein Schornsteinfegerjunge, der wie ein Windbeutel leicht ist. Schwebte wie ein Edelmann. Nur von der Höhe seines Standpunktes leicht getragen. Nur in der selbstverständlichen Würde wie etwa ein neu ernannter Minister, den auch der höchste Packen Ehre, wie einen Jongleur eine Fünfzentnerkugel,



noch nicht einen Millimeter niederdrückt. Schwebte. Von Anmut und Selbstverständlichkeit und gewinnender Leutseligkeit triefend.

Denn so war Grandhomme.

Wenn die neuen Tanzschüler zum erstenmal im Saale quirlten, trat Grandhomme immer so über die sechs Stufen in den Saal herunter, sobald alles versammelt war.

„Ja ... Würde ... meine jungen Damen und Herren ... Würde ist eine Gabe des Tanzmeisters ... wenn nicht eine Gabe Gottes!“ sagte er dann, wenn er niedertrat, nachdem er sich erst einen Moment noch auf sein erstes Wort kaum besonnen.

Grandhomme pflückte auch dieses Wort gleichsam sich selbst von der Anmut seines Herabsteigens bis in die Arena erst ab.

„Würde ... der Mensch kann nicht immer Geld haben ... der Mensch kann nicht immer eine Machtstellung haben ... Geld ... zum Beispiel, wenn ein Mann Geld hat wie ein Pierpont Morgan ... nun ... dann braucht er nicht weiter zu sorgen ... da braucht er sozusagen nur die Hand aufzuhalten ... da kommen die Menschen und die Dinge nur so wie das Wasser aus dem Brunnenrohr in die Handfläche gelaufen ... da ist die ganze Welt um ihn zahm geworden ... und die Würde des Menschen ... wenigstens

dieses einen Menschen ... nicht mehr gefährdet ... ja ... da schafft ihm die Situation sozusagen die Würde von selber ... sehen Sie ... denn Würde ist ja doch ... gewissermaßen ... das Aufsich-halten ... gewissermaßen ... das so weit Auf-sichhalten ... daß alles auf eine angemessene Art an einen herantritt ... ja ... die Würde ..."

Grandhomme stand dann im neuesten Frack. Stand mit mehreren blauen und roten Ordens-bändern und mit einem Ordenskettchen über der weißen Weste. Seine schlohweiße, faltige Seiden-binde schloß eng über den rosigen Hals. Die langen Kragenzipfel reichten beinah bis zu den Mundwinkeln seines rosigen, glattrasierten Gesichtes. Sie rahmten die frische Röte und die hellen, leb-haften Augen gewissermaßen ein. Ungeachtet, daß einige scharfe Hautfalten unter den Kragen gleich-sam verstrichen waren.

Und Grandhomme redete und ergrub mit Würde wie ein von oben verfügender Herr weitere Ein-leitungseinsichten, die er der jungen Lämmerherde ... oder vielmehr den auf ihn starrenden Mädchen- und Jünglingsblicken in diese erste, feierliche Be-grüßungsstunde graziös einstreute.

„Würde ... das ist eine Gabe des Tanz-meisters ... wenn nicht eine Gabe Gottes!" wieder-holte er launig. „Erwägen Sie wohl ... gewiß gibt es Menschen, die keine Würde brauchen ...



wer Gewalt und Freiheit besitzt, hat Würde nicht mehr vonnöten ... zum Beispiel ein Bismarck ... oder ein Napoleon ... denn es ist zweifellos wahr ... meine jungen Freundinnen und Freunde ... Würde ist nur ein Panzer ... ist nur zum Schutze der Schwachen gemacht ... aber wer die letzte Gewalt nicht besitzt ... wer die letzte Freiheit nicht besitzt, muß einen Schutz ... muß einen Panzer haben ... ja ... also die Würde ... solange Sie eben kein Bismarck sind ... ich sehe es Ihren jungen Augen an ... Sie sind mit Vergnügen gekommen, um diesen höchsten, edelsten Schutz hier zu gewinnen ... das ist alles, was ich Sie lehren kann ... Würde!"

Nun, man kann sich denken, daß den Tanzmeister Grandhomme alle jungen Mädchenblicke in sich hineinschlangen, und daß alle jungen Männer sich unwillkürlich ein wenig nach der oder jener Seite ausreckten, weil ein jeder das Gefühl der Würde jetzt heimlich suchte auf eigene Weise zum Ausdruck zu bringen.

Und der Tanzmeister Grandhomme wußte natürlich, was seine Worte bedeuteten. Er hatte dieselben Worte seit Jahrzehnten in zwanzig Zyklen und auf jeder Tournee in den Provinzen in den kleinen Hotelsälen genau so achtlos aus Hand- und Fußgelenken herausgeschüttelt. Er wußte genau, daß, je öfter sich das Wort „Würde" in seiner

Rede wiederholte, die Schar befrackter und lose gewandeter Jugend sich leise immer höher zu recken fortfuhr, bis er seinen Sermon mit einem leichten Händeklatschen und so gewissermaßen die Würde abwerfend beendet hatte.

Denn dann begann er sogleich aufzublühen. Die Arme aufzuschließen wie zum Tanze. Sich unter den jungen Mädchen rechts und links prüfend und doch nachlässig umzusehen. Hatte auch bald die munterste Gestalt in seinen Armen geborgen. Flog durch den Saal, schön wie ein junger Springer. Tanzte kurz zwei Runden und rief dann launig und laut:

„Nein . . . wie ist doch gleich Ihr schöner Name . . . Gesine . . . natürlich, Fräulein Gesine . . . das geht ja schon ganz von selber . . . ja, sehen Sie . . . das ist das alte Geheimnis . . . ich sage es immer . . . alle Schönheit liegt in uns . . . der Tanzmeister Grandhomme ist nur dazu da, die Schönheit zu wecken . . . nun, also Musik!"

Übrigens, wer den Tanzmeister kannte, wußte auch, daß er abergläubisch war wie eine alte Kuchenfrau, und schreckhaft wie ein Schauspieler vor Vorzeichen. Denn das Haus, das er sich in Stadt und Provinz seit einem halben Jahrhundert aufgebaut hatte — ich meine eben den ewig währenden Tanzmeister Grandhomme — war doch nur ein vergängliches Gebäude . . .



In den Räumen seiner üppigen Wohnung war wieder einmal ein Tanzfest. Ein großer Abschluß.

Hundert Mädchen und hundert Jünglinge drehten sich in gemessenen Takten und verbeugten und wendeten sich drunter und drüber wie bunte Meißner Porzellanfiguren. Fühlten ein jedes den Glanz seiner Würde. Waren des Lächelns voll. Und alle verliebt und alle beseligt.

Da war der Tanzmeister Grandhomme mitten darunter.

Obwohl er dann und wann den Müttern eine würdige Verbindlichkeit sagte, die, Blumen am Busen und Blumen im Haar, auf Fauteuils und weichen Diwans in den Vorräumen herumsaßen, flog er doch an allen Ecken und Enden, schien es, unhörbar durch die Säle. Die hörbarste Melodie von allen. Eben weil er der Tanzmeister Grandhomme war. Flog er von einem Augenpaar zum andern, die ihn ein jedes verliebt gesucht hatten, um einmal in den Meisterarmen, von der letzten Grazie getragen, vor allen andern gewürdigt, hinzuschweben.

Da pochte Grandhommes Herz noch immer wie im Rausche. Da drückte er wieder mit Inbrunst die Fingerspitzen seiner Tänzerin anmutig genau bis zum zweiten Gelenk. Da küßte er mit der übermütigsten Sicherheit das allerkleinste, letzte Fingerglied. Da schwang er sich zehnmal mit

Barbara oder Gesine im sanftesten Umschwung um sich selber innerhalb der winzigsten Parkettfläche. Da hatte er ein gelöstes Armband im Falle ergriffen, noch ehe der langsame Blick eines Tanzjünglings es überhaupt hatte bemerken können ...

Aber jetzt ... war Grandhomme einen Augenblick in seinem Treppenhaus in die Kühle gelaufen. Ein jäher, schneidender Zwang hatte ihn hinausgetrieben in einem einzigen, sinnlosen Schrecken. Durchschlagen von einem einzigen Zittern und Beben, wie wenn ein Erdstoß sein ganzes Gebäude plötzlich erschüttert. Als wenn sein Wesen aus allen Fugen sich plötzlich langsam löste.

Etwas ganz Unbekanntes, etwas ganz Hoffnungsloses.

So daß er nur auch einen Augenblick seine Hände beide zum Munde gerissen, als wenn aus seinem Kiefer jetzt ganz langsam lange Blutstropfen fielen.

Grandhomme begriff gar nichts. Er blutete nirgends.

Nämlich das eine der Fräulein war an diesem Abend in einem kirschroten, losen Gewande erschienen. Diese Farbe hatte ihn, wie die Traube die Weinbergswachtel, gleich von Anfang an verwirrt gemacht.

Dieselben kirschroten Lumpen tanzten jetzt fortwährend vor seinen Blicken.



Das Mädchen hatte zwei kleine Warzen an der Backe. Und eine wunderbare, rehbraune Warze an ihrem milchweißen Halse.

Dieselben Warzen tanzten jetzt fortwährend vor seinen Blicken.

Eine richtige Verrücktheit hatte Grandhomme jetzt angerührt.

Dieselben Warzen. Und dieselben kirschroten Lumpen. Das ganze selbe milchweiße Fräulein hatte der Tanzmeister Grandhomme ein Menschenalter lang immerfort so angestiert. Dieselben Warzen. Und dieselben kirschroten Lumpen. Und diese ganze, sanfte Konditorstochter Gesine hatte der Tanzmeister schon von Ewigkeit an in seinen Armen herumgewirbelt ...

Drinnen jauchzte und tollte man den Mazurek.

Ihm, dem ewig währenden Tanzmeister Grandhomme, schnürte richtig die Todesangst die Kehle zu.

Warum hatte er denn diese liebliche Gesine mit den großen Warzen im blassen Gesicht plötzlich so rücksichtslos aus den Armen gelassen?

Der Schrecken wollte ihn gleich mit Lachen schütteln wie einen Irrsinnigen, wenn er nicht längst im Treppenhaus weitergetaumelt.

Aber er bezwang sich endlich noch einmal, aufrecht zu stehen.

Im Treppenhause war es ganz einsam. Eine Girandole mit zwei Kerzen, die golden brannten,

sah er hoch in seine Hand geklammert. Irgendwo hatte er diese Girandole in der Not seiner Seele mit fortgerafft.

Er tänzelte nur jetzt an dem großen Spiegel vorüber, darin ein Greis zu wanken schien.

Und vor ihm an der schneeweißen Treppenwand taumelten doppelte Schatten . . .

Vielleicht hatte sich Grandhomme auch nur aus dem Saale hinausgeschlichen.

Er preßte in seiner Linken sinnlos irgend ein Kleinod.

Vielleicht hatte er sich auch nur so wie ein Dieb zu der verborgensten Tür hinausgedrückt, weil er zum Tode verurteilt war . . .

Drinnen tanzte und stampfte man den Mazurek.

Jedenfalls war der Tanzmeister Grandhomme nicht mehr dabei.

Dem Tanzmeister Grandhomme war nur noch in der letzten Minute ein Geigenton aufdringlich schrill auf seiner Totenspur hinterdrein gerannt.

Der Ton schrillte derart, daß Grandhomme schon den Mund weit aufgerissen.

Wesenlos verschwanden junge, tolle Mädchen.

Nur dieser furchtbare, schrille Geigenton herrschte.

Nur dieser furchtbare Geigenton füllte alle Räume . . . Schrillte in allen Lichtern . . . Schrillte in allem Blute, das noch nicht geronnen war . . . Schrillte durch alle Nerven, die noch zuckten . . .

So daß die aufgerissenen Kiefer des Tanzmeisters jetzt rhythmisch aufeinander schlugen, wie nach der Musik . . .

Die Hand Grandhommes ließ das Kleinod fallen.

Zwei lange Zähne klapperten trocken die Treppenstufen hinab.

Der Tanzmeister Grandhomme ließ die Girandole fallen.

Er sah noch die doppelten Schatten an der weißen Flurwand vertrackt in sich zusammenstürzen.

Er sah noch im großen Spiegel, der jetzt wie ein Meer so groß schien, einen Tanzmeister Grandhomme alle Gliedmaßen spreizen.

Dann war der Tanz aus . . .

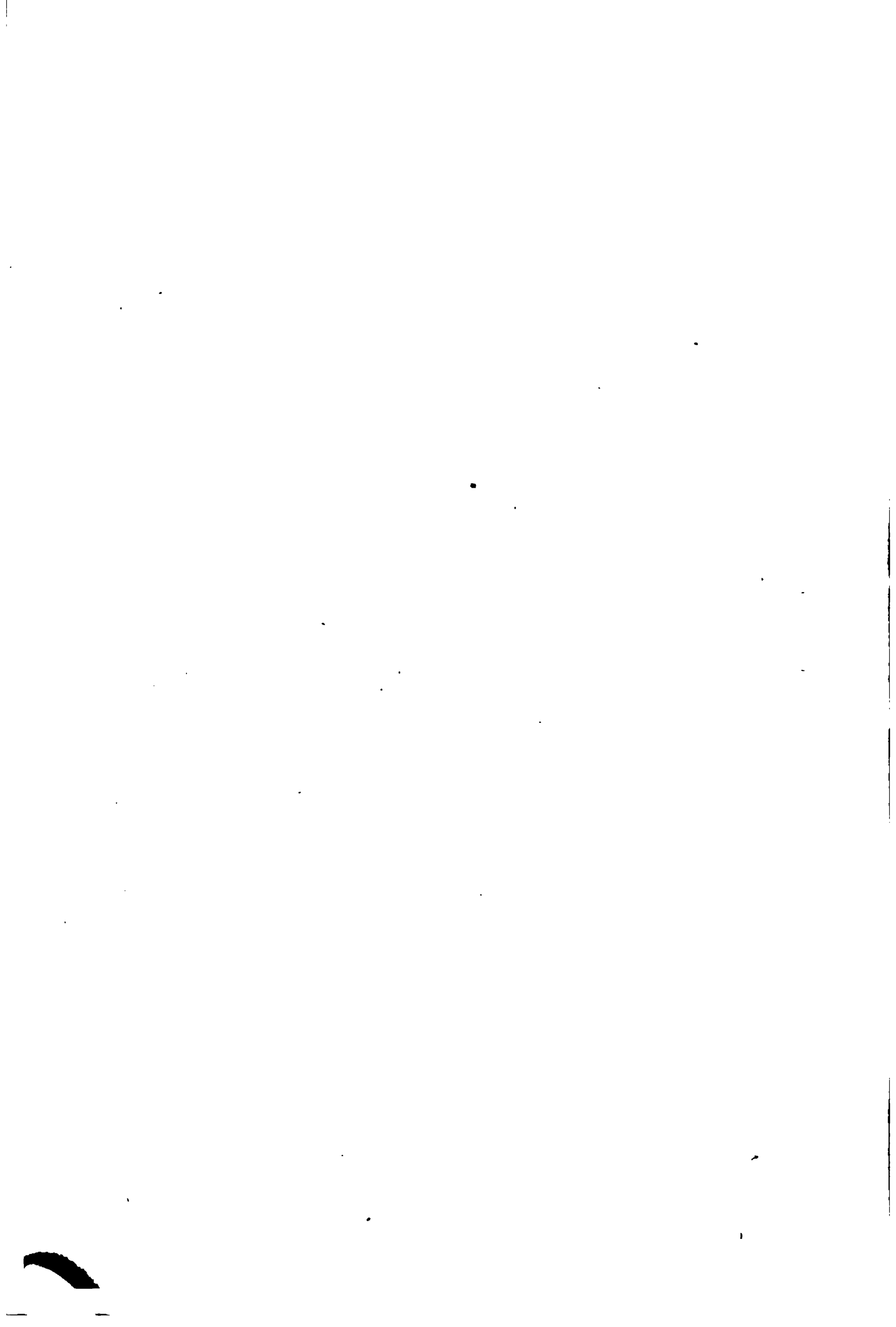
Drinnen im Saale lachten und sprangen die jungen Pärchen. Die Hälschen der Mädchen bogen sich sanft und übermütig. Alle waren verliebt und alle beseligt. Eine jede sang in ihrem Blute heimlich ihrem jungen Galan das Lied von der Lockung zum Leben. Bis alle den ewig währenden Tanzmeister Grandhomme suchten und ihn nicht fanden.

Der Tanzmeister Grandhomme lag auf dem weichen Teppich im Flur. Er hatte seinen Mund jetzt wieder fest geschlossen. Und seine Augen schienen pfiffig zu blinzeln. Sogar zu lachen. Nur die Finger an beiden Händen waren noch in Ekel zurückgekrampft.

Auch jetzt sah er weder alt noch jung aus, der Tanzmeister Grandhomme. Niemand wußte, wie alt er war. Er hatte es selber wirklich nicht mehr gewußt.

Aber jetzt war er tot.





Weil der Bräutigam nicht kommen will



Die Welt steht nirgends still. Auch die Sonne geht uns nur scheinbar auf, als eine goldene Scheibe in Götterhänden. Auch die Sonne ist eine Mutter, deren Eingeweide sich zerwühlen und zerbersten unter ihrem Feuergeschäft. Im Weltenkreise muß sie einherwandeln mit ihrem unsäglichen Glutglanz und wird auch einmal an ihrem Weltenberufe mit Tode erlöschen. Ihre Kinder, die die goldenen Lichtfluten wie Milch tranken und aufblühten, Erde an Erde, werden in Steine verwandelt einherziehen, grausig Leben und Liebe verlassen. Alles ist in ewigem Schwunge und muß sein Schicksal vollenden. Das Große und das Kleine.

Aber jetzt ging die Sonne wie eine Glanzkugel am Horizonte des Sees aus der grauen Wasserflut, fiel in den bunten Asterngarten und in die kleinen Fenster der Frau Güldenbaum, fiel hinein in den kleinen, feinen Saal, über den großen Flügel und die große Goldharfe, die in der Zimmerecke stand. Beschien mit seitlichen Streifen die Reihe goldgerahmter, altertümlicher Medaillonbildchen von großen Musikern, die zum Teil mit vergilbten Rosmarinkränzen geschmückt an der verblichenen Wand hingen.

Frau Güldenbaum stand in heller Verzweiflung in der geöffneten Glastür auf der Schwelle und sah in die Morgenglut hinaus.

Sie sah gar nicht.

In ihr gingen Gewalten um.

Etwas jagte in ihr hin wie ein rasender Reiter, der alles auftrieb: Es mit einer Trompete in sie hineinschmetterte, daß sich irgend ein Schicksal an diesem Morgen vollenden müßte.

Frau Güldenbaum war eine lange, hagere Frau. Eine Parze mit langem Gesicht. Eine ganz große, behaarte Warze hatte sie an ihrem Runzelkinn. Graues Haar quoll ein wenig unter ihrer Chenillehaube hervor unter zwei zerknitterten und leicht unsauberen Seidenrosetten. Ihre Lippen waren verzweifelt verzogen. Ihre Gesichtsfurchen an Stirn und von der Nase zum Munde herab waren tief.

Sie hatte an dem Morgen durchaus nicht an ihre Toilette zu denken versucht. Schon die Nacht war auf eine sinnlose Weise hingegangen.

Sie empfand es in allen Gliedern, daß es seit gestern am Nachmittage eine vollkommen wirre Zerrüttung gegeben: Seit der Zeit, daß ihre jüngste Tochter Bronislava wie eine Königin aufgeputzt, oder auch wie eine arabische Fürstin — denn so kühn hatte sie die Konturen ihres herbstlichen Hutes um ihr braungelbes, fremdes Gesicht gezogen, und so leichthin im leichten Winde hatte sie die losen Falbeln ihres schönsten, kirschroten Seidenkleides wehen und flattern lassen — seitdem ihre Jüngste, Bronislava, den Klängen der Militärmusik, die

in den stillen Ort eingezogen war, unaufhaltsam zulief.

Frau Güldenbaum hatte ewig gestanden.

Sie war schon im Morgengrauen in die Tür getreten.

Die Nacht war lau.

Sie hatte so hinausgestarrt, weil ihr langes Runzelgesicht feuerte. Weil sie in der Jagd ihrer Gedanken die frische Luft vom See kühl empfunden.

Die Nacht hatte sie in ihrem kleinen Alkoven im Giebel ihres kleinen Hauses auf einem vornehmen Biedermeiersofa gehockt, das mit zerschlissener Seide jetzt vernachlässigt dastand. Und das zu Vaters Zeiten einmal sehr köstlich gewesen war.

Das Häuschen lag vor der kleinen Stadt, wo auch Holzpläne bis zum See gingen.

Das Häuschen und ein geringes Vermögen war das Vermächtnis, das ihr und ihren beiden Töchtern von ihrem verstorbenen Manne verblieben war.

Aber die Mutter konnte der Unordnung schon längst nicht mehr Herr werden. Das Häuschen war, seitdem die beiden Töchter als feine Damen herumliefen, ein Haus streitender Gewalten und steter Leidenschaften.

Die alte Parze stand händeringend, und sah nur gen Himmel.

„Oh, mein geliebter Herr und Heiland im Himmel ... wenn das so alles unsereiner begriffe ...



oh, mein lieber, toter Vater, der du unter den Heiligen wohnst ... wenn das alles so unsereiner begriffe ... das sind Megären ... das sind Megären!" So ging es in ihr hin.

Herr Güldenbaum war ein ganz sanfter Mann gewesen. Ein großer Musiker. Er hatte am Hofe in Petersburg Geigenkonzerte gegeben, spielte daneben eine ganze Reihe anderer Instrumente meisterlich, und hatte seine beiden, kleinen Mädchen Stina und Bronislava noch in die ersten Geheimnisse des Harfenspiels selber eingeführt.

Die alte, hagere Frau Güldenbaum bewahrte noch ein kostbares Zarengeschenk in einem Sammetetui, das sie dreimal in Seidenlaken gehüllt, niemals aus der Hand gab.

„Wenn ich einmal tot bin, könnt ihr euch darum erwürgen, meinetwegen", sagte sie und war darin allein unerschütterlich.

Und Frau Güldenbaum hatte diese ganze Nacht durchgemacht wie ein jagendes Nachttier. Wenigstens kamen zerrissene Erinnerungen daran in ihr neu auf und trieben mit Windeseile weiter. Wie wenn sie im Tiefdunkel ihres Giebelraumes hin und her geschwirrt wäre leise wie eine Fledermaus. Nur immer rastlos hin und her. Und dann und wann nur horchend nach den allerfeinsten Geräuschen.

Aber die andere Seite der Lage begann ihr so-

gleich noch aufwühlender fühlbar zu werden. Die sinnlose Wut, die aus dem Zimmer ihrer Ältesten weit noch nach Mitternacht sich in Harfenkaskaden, in jähen, gewalttätigen Durchkreuzungen allerlei wilder, rasender Harfenmusik entladen hatte. Bis es endlich gegen die zweite Stunde in dem Zimmer Stinas plötzlich ganz still geworden war, und es geschienen hatte, als ob ein schwerer Körper zu Boden fiele, und die Saiten des mächtigen Goldinstrumentes noch lange wie verwirrt und geschlagen klirrten.

Jetzt fiel es Frau Güldenbaum ein, daß sie dabei gedacht hatte, Stina wäre etwas zugestoßen. Stina hätte eine Ohnmacht niedergerissen. Denn Stina bekam richtige Wutohnmachten. Und es fiel ihr auch ein, daß sie, die Mutter, doch nicht gewagt hatte, zu Stina hineinzugehen, auch nicht einmal, die eigene Tür leise zu öffnen.

„Oh, mein himmlischer Herr und Heiland ... wenn das so alles der sanfte, tote Vater begriffe, was wir aus unserer Liebe für Megären hervorgebracht!"

Jetzt wußte Frau Güldenbaum alles deutlich, wie sie dann in der Nacht scheu zusammengehockt und zitternd nur ewig gehorcht hatte, ob Broniszava endlich leise den Schlüssel des kleinen Häuschens drehen, ob sie auch nur auf den Steinfließen des Vorgärtchens, das von einer gewaltigen Ver-

wachsung von Teufelszwirn völlig verwunschen lag, schleichend herankommen und sich auf Strümpfen über die Holztreppe, ohne auch nur ein Knacken der alten Bretter zu wecken, in ihr Stübel hineinschleichen würde?

*

Das war nicht wahr.

Bronislava war ein lebenslustiges, ein feurig pathetisches Mädchen.

Eine Megäre war nur Stina.

Eine Megäre, von Ehrgeiz nach Ruhm und Schönheit kalt zerrissen.

Ein Dämon, den die kochende Wut genial machte.

Daß ihre Harfenmusik manchmal klingen konnte, als wenn Engel mit Teufeln zusammen die Töne durch Himmel und Hölle jagten.

So daß auch Bronislava sich wohl hütete, mit Stina zusammenzugeraten, solange sie es mit ihrem leichten, verächtlichen Lachen noch balancieren konnte.

Bronislava war ein schönes, feuriges Mädchen. Ganz fremdartig arabisch. Das Gesicht in Braun, mit tiefer Rosenröte nur auf den Wangen. Die Nasenlöcher ausdrucksvoll witternd und launig belebt. Die Augen — nun — wie Augen scheinen, die fast nur Pupillen sind. Groß und tiefdunkel. Und sengend. Und sanft. Und die ganz lange, seidene, schwarze Säume grenzten. Und ihr Kinn war

rund und voll. Ihre Lippen rotdunkel, wie Preiselbeerblätter im Herbste. Man hatte, wenn man mit Bronislava einherschritt, das Gefühl, daß sie mit elastischen Sohlen die Erde berührte. Ihr Gang, ihre Haltung, ihr gehobenes Vorwärtseilen litt an keinerlei Schwere. Nur so achtlose Freiheit und Kühnes-ins-Leben schritt da den Hang zum Waldsee hinab und lachte mit klarem, rücksichtslosem Lachen in die hegerige Herbstluft.

Dagegen war Stina wie ein schwerfälliger Steinklotz.

Ihre Gesichtszüge waren derb. Auch in der Farbe ziemlich gewöhnlich. In allem an ihr war eine einzige Auffälligkeit. Obwohl sie nicht klein war, war doch alles an ihr zwerghaft von einem Riesengeschlechte. Ihr Gang war ein wenig drehend und unbeweglich. Ihre ganze Körperlichkeit hatte nirgend liebliche Wellen. Ihre Füße klebten am Boden wie ein Paar Klumpfüße.

So konnte es wenigstens manchmal scheinen.

Ihre Arme, die sie zuweilen kokett nackt trug, waren dicke, derbe Stümpfe, obwohl sie sich gerade darauf offenbar etwas zugute tat. Ihre Hände waren das Ungeformteste an Fleischgestalt, was man nur sah. Man begriff nicht, daß diese groben, runden Zapfen, solche tolle, kolossale Musik aus der Goldharfe herausschlagen konnten.

Oh, diese Stina!

Stina war ein Zwerg aus einem Riesengeschlechte! Auch ihre Seele war eine Zwergenseele aus einem Riesengeschlecht.

Alles, was sonst bei Menschen zum Flügel wird und hoch in die Luft treibt, zog diese Stina zur Erde nieder. Kroch in Gruben. War heimlich und schwelend. War jäh und ohne Gefühl. War Rauch, nicht Feuer. In ihr hatten sich Kräfte verdichtet, die für Flüche taugen.

*

Auch Stina lag jetzt noch, wie sie war, in einem großen, fast theatralischen Aufputz, in ihrem Giebelzimmer auf der Diele hingestreckt, genau so, wie sie etwa um zwei Uhr nachts vor innerer Zerrüttung und Scham und Übermüdung nach stundenlangem Toben und Brausen auf der Harfe, hingefallen war.

Wie in Frau Güldenbaum, raste auch in ihr eine sinnlose Ratlosigkeit, seitdem Bronislava wie eine arabische Fürstin angetan, hinaus war, der Militärmusik im Königlichen Parke unaufhaltsam nach.

In dem Städtchen lag ein altes, ziemlich vernachlässigtes Königsschloß. Und ein Manöverzufall hatte ein Regiment Kavallerie hier ins Quartier hereingebracht.

Seit der Zeit hatte sich auch Stina nicht halten können. Sich angetan wie eine Diva in der Oper.

Mit den köstlichsten Schmucks und Galanterien. Mit Seidenkostüm von tiefem Ausschnitt. An den Füßen selbst, die Fleischklötze waren, hatte sie das Nackte deutlich gelassen.

Sie fühlte sich haßvoll und üppig. Und auch im Geiste zum Wegwerfen fähig.

Denn heimlich erschauerte auch sie von den Lebenslüsten Bronislavas.

„Hahahaha", das war der eine jähe Gedanke, „daß Bronislava einen Mann suchte, statt der göttlichen Künste ... einen Bürger oder einen Offizier ... einen Mann, der sie anrühren und ihre Arme und ihr Busenfleisch drücken und sie zu einer Kindermutter herabwürdigen könnte."

Denn so schrie es in Stina im Haß.

Und sie hatte im Spiegel die Augen von ihrem eigenen Busen, der im freien Kleide üppig herausquoll, nicht losreißen können.

Und sie hatte dann an der großen Goldharfe gesessen. Nachmittag, Stunde um Stunde. Ohne Essen. Ohne Trinken. Ohne eine Rast.

So daß bis in Mitternacht die alte Güldenbaum die Kiefer im Gesicht wie mit ewigem Schwirren vibrieren gefühlt. Bis zu dem Augenblick in der Nacht, wo die Klänge jäh abgerissen waren, Stina auf die Zimmerdiele gefallen war, so wie sie noch jetzt dalag.

o



Aber Bronislava kam nicht.

Bronislava war die ganze Nacht nicht zurückgekommen.

Nämlich, Bronislava hatte manchmal heimliche Gänge.

Das war zwar der Mutter Sorge noch immer nicht. Denn sie liebte Bronislava. Während Stinas nüchterner Blick jedes Zutrauen sofort erwürgte.

Und die alte Frau Güldenbaum hätte sich in ihrer gütigen Mutter- und Parzenseele geschämt, wenn sie Bronislava verdächtigt hätte.

Auch wenn Bronislava einmal in die Großstadt fuhr. Und dann mit mancherlei Zieraten und Einkäufen heimkam.

Aber das war schließlich doch nie eine Nacht außer Hause.

Aber Bronislava kam nun auch die Nacht nicht heim.

*

Stina erschien plötzlich im Musikzimmer, riß die alte Mutter fast gewaltsam am Arm herum, so daß sie ihr zornsprühend ins Gesicht und in ihre geängstigten, welken, bleichen Züge sah.

„Nun . . . was denkst du jetzt zu tun?“ fragte sie steinern.

Frau Güldenbaum konnte kein Wort antworten. Sie lief zusammengesunken, nur wie zur Besinnung

aufgeweckt, als wenn sie bisher richtig schlafend dagestanden, halb rückwärts zur Tür hinaus, lief in die Küche, so übernächtigt wie sie war, sank über dem Küchentisch zusammen, und man hörte einen Augenblick flüchtig ein schluchzendes Weinen.

„Ach ... sich gebärden ... sich verrückt gebärden ... Oh Gott ... Vater ... und Sohn!" stieß Stina aus sich.

Stina war vor dem Bilde Herrn Güldenbaums, der wie ein armenischer Jude sanft und heilig aus dem Rosmarinkränzchen blickte, stehengeblieben.

„Wenn du die Schmach erleben müßtest ... wenn du die Schmach erleben müßtest!"

Und Stina wollte der Mutter in die Küche nacheilen.

Aber die Mutter hatte die Tür instinktiv hinter sich zugeriegelt. So daß es in Stina nur neu und langsam sich aufzubäumen begann.

Eigentlich wollte sie gleich alles zertrümmern. Eigentlich wollte sie vor allem das im Goldrahmen paradierende Bild Bronislavas, das sieghaft auf dem Klavier stand, zertrümmern.

Sie hatte es in Händen und zerbrach es ganz plötzlich, warf es auf die Erde und zertrat es.

Und sie wollte auch die Goldharfe Bronislavas, die wundersam verlockende Harfe, die Bronislava züchtig wie eine schöne, prunkende, friedliche Himmelsfigur schlagen konnte, zertrümmern. Sie hatte

blitzschnell die Stifte für die Saitenspannung herausgerissen, um sie schon auf die Erde zu werfen. Aber sie hörte die Mutter auch noch die Küchentür zuschließen. Las ebenso rasch Bildertrümmer und Stifte zusammen in ihre Hand und zögerte Schritt um Schritt horchend und hämisch mit Seitenblicken die Treppe aufwärts in ihr Zimmer zurück.

Auch in ihr jagte nur jetzt bestimmter etwas wie ein rasender Reiter hin, der das Blut in Schwarz auftrieb wie Wellen, die wie Meerwellen heranbräuten, um alles zu bedecken.

Jäh und giftig ballten sich Stinas Fäuste. Und in ihre prallen Gesichtszüge war jetzt die Härte von Wolfsblicken gekommen, die bereit sind zu töten und zu verschlingen.

Aber sie bändigte sich. Sie stockte Schritt um Schritt. Weil es ihr jetzt deuchte, als ob den Gartenweg ein Mensch mit leichten Schritten herankam. So war sie auf der obersten Treppenstufe wieder steinern erstarrt.

*

Bronislava kam wirklich. Sie sah ein wenig verwogen aus. Man begriff nicht, woher sie kam?

„Nein ... weißt du, Mutter ... du brauchst gar nicht zu erschrecken“, sagte Bronislava kindlich weich zur Mutter, die ihr langes Parzengesicht schon aus der Küchentür heraussteckte.

Die Mutter konnte kein Wort aus ihrem Schrecken heraus sprechen. Die Mutter sah Bronislava nur an. Und machte ein paar gebundene, abkehrende und abwehrende Bewegungen. Sie stand längst im Banne des Gewaltstreiches, den sie von der oberen Treppe her erwartete. Sie blickte nur dann gleich verzweifelt und todbleich nach oben.

Freilich lachte Bronislava noch übermütig.

Man sah es Bronislava an, daß sie Wein getrunken, und die Nacht in Unbändigkeit vertan hatte. Ihre Zöpfe waren offen. Offenbar hatte sie ihre Haare gelöst und ganz frei gemacht. Und hatte die Zöpfe dann nur in Eile noch leicht wieder zusammengedreht.

Ihre kirschrote Robe war ziemlich zerknittert. Nur ihr Hut hatte noch einen vollen Schwung.

Und was vor allem auffiel: sie schien bereit, frech zu sein. Schön war sie. Aber sie schien bereit, frech zu sein. Ermüdet hingegeben jeder Wahrheit. Gleichgültig für alle moralische Gebärde. Noch belustigt von der glühenden, tollen Lust, die sie genossen.

So lachte sie auch noch einmal über die alte Mutterparze, die sich jetzt von neuem scheu vor ihr in die Küche rückwärts zu drücken begann.

Denn jetzt quälte sich schon ein anderer gallsüchtiger, häßlicher Zwergengeist gespannt und gebunden die Treppe herab. So daß Frau Gülden-

baum die Türe der Küche vor den Augen der Tochter wie traumwandelnd vollends zuschloß. Und auch ihre Augen vollends zuschloß.

„Wo . . . kommst du . . . her?“

Bronislava lachte noch immer.

„Wo . . . warst du . . . die . . . ganze Nacht?“ preßte Stina durch die großen, geschlossenen Zähne.

Bronislava hätte jetzt durchaus nicht von der Stelle gekonnt, so stachen die Augen Stinas in ihre Frechheit und Weinlaune und Verrücktheit.

Im Grunde genommen war jetzt auch Verzweiflung in ihrer übernächtigten, entsprungenen Jugend.

„Wo . . . warst du . . . wie die Fee Pari Banu aufgedonnert?“

Stina hatte völlig vergessen, daß auch sie wie eine Favoritin im Sultansharem mit ihrem tiefen Ausschnitt, und köstlich schleppend dastand. Und nicht weniger so aussah, als wenn sie sich mit der Ballrobe zwischen Strohbündeln und Staub hindurchgezwängt.

Niemand hatte seit gestern an der Toilette einen Finger gerührt.

„Wo . . . warst du? . . .“

Stinas Wut kroch jetzt Bronislava immer näher.

„In einem Neste!“ sagte Bronislava ganz kindlich.

„In . . . einem . . . Neste? . . .“

„Wenigstens . . . zuletzt!“

Stina ächzte richtig.

„Oh, du, ... es ist zum Sterben unter euch ...“ schrie Bronislava.

„Schamlose ...“ schrie Stina.

„Ja ... ich bin es ... mit wahrem Entzücken!“

Stina war noch immer keines Wortes mächtig.

„Herr Jesus ... da beruhige dich doch!“ sagte Bronislava gutmütig.

„Die Nacht ... die Nacht!“ Stina überstürzte plötzlich ihre Worte.

In Stina begann ein wahres Entzücken von Lüsternheit zu kämpfen. Eine ganz unbarmherzige Lüsternheit. Daß auch sie jetzt fast ein gellendes Lachen angekommen wäre.

Aber Stina war ein niedriger Zwerg im Beherrschen ihrer Gefühle.

„Ich werde es dir jetzt ganz ruhig erzählen!“ sagte Bronislava sehr gefaßt. „Mein Gott ... wo war ich ...?“ Und Bronislava begann plötzlich bitterlich zu weinen. „Bei einem jungen, feinen Herrn ... der mich lebenslustig anlachte ... mich einlud ... mich zum Abendbrot ins Hotel bat ... mit seinen Freunden ... mit wer weiß was für jungen, lustigen, tollen Herren ... hahahahaha!“ Und sie lachte wieder unter ihren Tränen, die sie doch auch nicht zurückzuhalten wußte. „Unter Weinkelchen saß ich ... darin der Champagner sprang ... unter viel Blumen ... mit ganz offenen Haaren ... weil mich der eine immer tiefer

an sich zog ... weil er mich zärtlich anrührte ... weil er mich lockte ... ach ... mit allen Fasern zog er mich ... Stina ... laß deine Ruhmgier ... Stina ... friß nicht den Haß und den Neid in dich ... Stina ... ich habe eine sinnlose Lust genossen ... ich bin wie beseligt ... es war so fröhlich und unbenommen ... er wollte mich lieben ... wenn auch nur einmal ... Stina ...!"

Da schlich Bronislava schon Treppenstufe um Treppenstufe die Treppe nach oben. Erschrocken bis ins Mark. Bleich geworden bis ins Mark. Weil Stinas Wesen einen kolossalen, vernichtenden Ausdruck von Gewalt annahm. Sie ihrer gar nicht mehr mächtig war. Ihre Augen, ihre Hände, ihre Gestalt sich reckten und krampften und spannten. Und sie sich quälte, etwas herauszuschreien.

Es kam endlich der Ruf, der durchs Haus klang wie ein Gottesfluch aus einem Horntrichter. Der Ruf kam, als Bronislava schon oben im kleinen Flur war und ihre Tür und ihre Augen genau wie die Mutter im Schauer geschlossen hatte, des Furchtbaren gewärtig.

„Dirne ... Dirne ... Dirne ... Dirne ... Dirne ... Dirne ..." Heulend kam es.

Dann wütete ein Orkan im Musikzimmer. Man hörte Scheiben zerbrechen. Man hörte, daß schwere Gegenstände fielen. Man wußte, bleich und ge-

lähmt, die alte Parze hinter der Küchentür und Bronislava in ihrem verschlossenen Stübel, daß das Unaufhaltsame, Hoffnungslose losgebrochen, das viel hinwegnahm.

Fast hatte Bronislava vergessen, daß sie ihre Reinheit in der Nacht in den Wind gestreut wie einen glühenden Purpurtraum. Sie hatte nur den Mund offen, bleich wie der Tod, und horchte zitternd.

Und unten zerbrachen Stühle und Möbel und Bilder. Rosmarinkränze flogen herum.

Unten zerbrach die Goldharfe. Und die Klaviersaiten klirrten wie Scherben.

Bis es von neuem durch das Haus gellte.

Aber das Häuschen lag abseits. Niemand hörte es. Und niemand hätte sich auch gewagt, der Wahnsinnigen Einhalt zu tun.

Wieder mit der Zwergenriesenstimme, wie in ein Horn hineingerufen, klang es. Denn in Stina waren alle grausen Gewalten jetzt in Aufruhr.

„Dirnenspelunke ... Dirnenmutter ... Dirnenspelunke ... Dirnenmutter ...“ Heulend kam es.

Und dann kamen Stinas Schritte wie von schweren Steinfüßen, doch behende, über die Treppe emporgehastet. Unter den sich überstürzenden Rufen.

Und sie erschien jetzt vor Bronislavas Tür, jäh wie ein Räuber, sah durch die kleine Fensterluke ins Zimmer herein. Zielte. Schoß einen Revolver-

schuß in die Luft ab. So daß endlich die Mutter die Küchentür aufriß, und emporstob und retten wollte.

Aber ehe Frau Güldenbaum die Treppe hinaufeilte, wo sie im Schrecken auf der letzten Stufe gelähmt liegen blieb, scholl aus dem Zimmer Stinas ein zweiter Schuß.

Da war der Tumult endlich zu Ende.

Und in der Mutter, die sofort wieder die Augen aufschlug, war es still wie im Schlafe.

Und in Bronislava begann die Ruhe gleich mit lieblichen Harfenklängen zu tanzen.

*

Aber wie Bronislava endlich wagte, in Stinas Zimmer zu treten, stand die Junge totenbleich und wie irr. Stand und starrte. Und befühlte die tote Stina.

Und versuchte in der Irre nach Worten zu tasten.

„Ein Weib bin ich ... eine, die die Männer von der Straße zur Hochzeit ladet ... weil der Bräutigam nicht kommen will ... eine Dirne bin ich doch nicht ... Stina!"

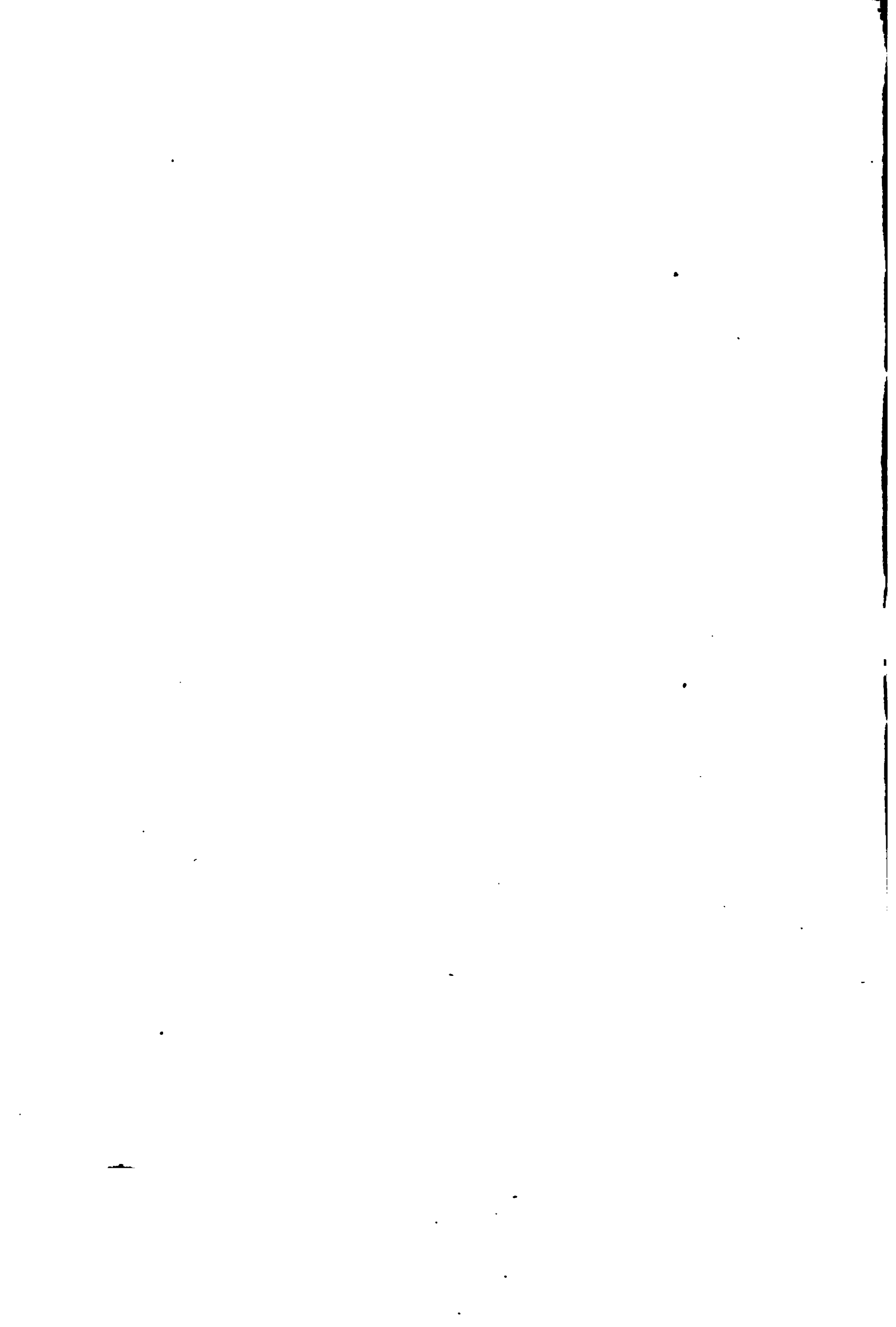
Und sie lachte ganz sanft. Streichelte Stinas Totengesicht und sagte:

„Stina ... du dachtest es mit Ruhm und Arbeit, und wer weiß was zu erreichen ... oh, Stina ...

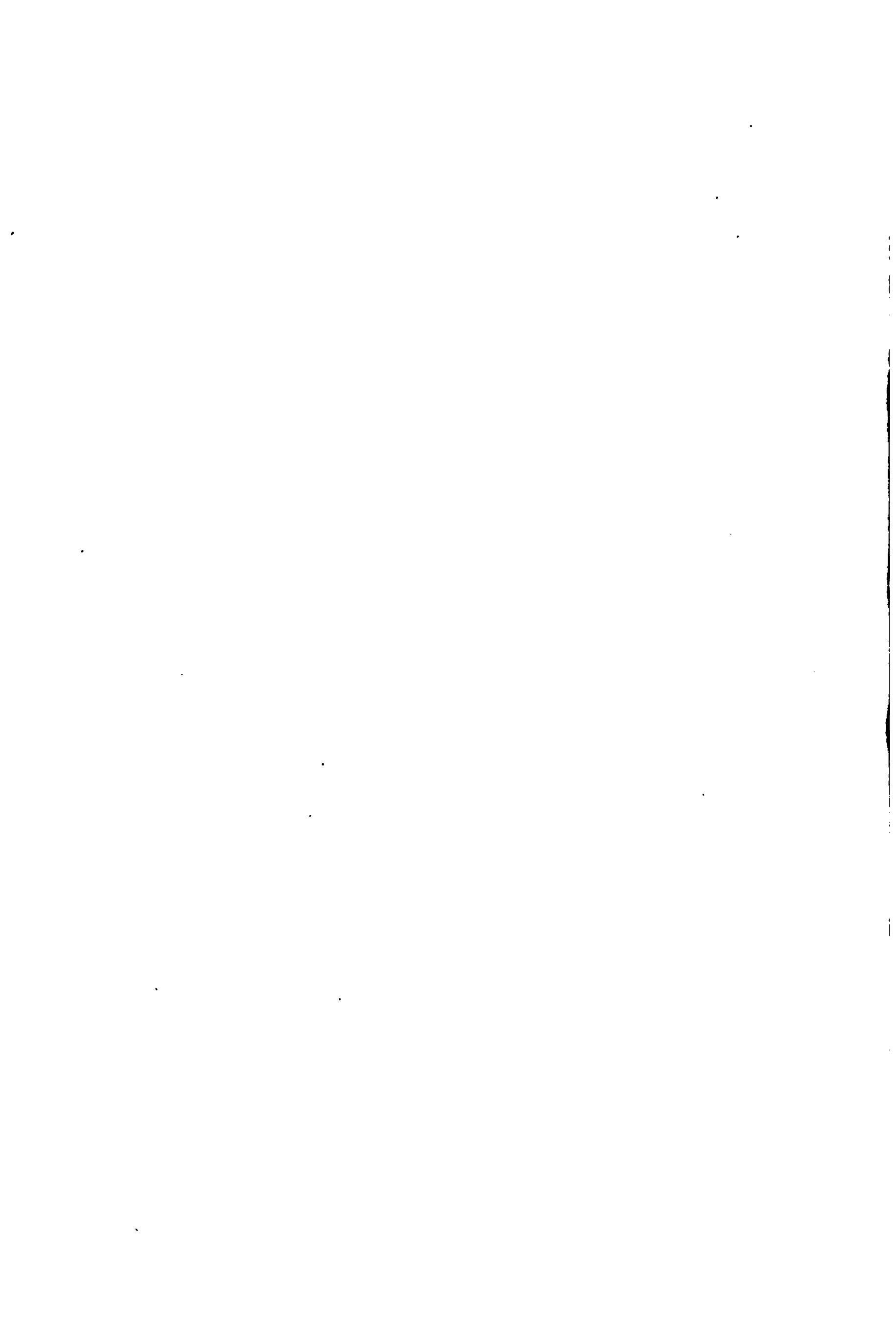
wenn du einmal gewußt hättest, was Sehnsucht ist!"

Und Bronislava streichelte unaufhörlich die bleiche, tote Stina.

Und die Mutter stand mit großen, geweiteten Augen, und fand vor innerem Schauen keine Träne.



Der Freund des Kardinals



Auch der Gott Temiel stand in einem der Zimmer, in der weiten Zimmerflucht im Stadtschlosse des Herrn Severin.

Ein jedes dieser Zimmer war einzig.

In dem einen waren nur wenige japanische Matten auf dem spiegelnen Parkett ausgebreitet. Und irgendwo in einer Zimmerecke stand eine schöne japanische Vase auf einem japanischen Tischchen, darin nickte wie leicht eingeschlafen ein schlanker Bogenzweig, behangen mit goldgelben Blüten einer japanischen Orchis.

Wenn Herr Severin einmal Laune bekam, sich an Japan zu erinnern, so kauerte er sich mit einem seiner vielen reichen Freunde auf eine solche Kokosmatte und sprach von den Teemädchen in Tokio und von dem Liebeserlebnis oben in der Totenstadt. Und zeigte gleichsam aus dem Register seiner inneren Sehenswürdigkeiten dieses wundersame, blumenbestickte Blatt, wie ein Schmetterlingssammler einen schillernden, exotischen Bläuling mit angehaltenem Atem aus seinem Glaskasten herausholt.

Herr Severin saß dann der Erinnerung ganz hingegeben wie ein Derwisch. Peinlich stäubte er nur dabei das kleinste Staubkörnchen von seinem scharf gebügelten Beinkleid ab. Und der Sonnenstrahl, der durch den kostbaren japanischen Perlenvorhang am Fenster hereinschnitt, blinkte blaß in

der großen, grauen Perle seines schneeweißen Hemdlatzes.

Herr Severin war ein sehr reicher Herr. Er hatte schon mit sechsundzwanzig Jahren die Riesenerbschaft seines Vaters allein angetreten. Und er wechselte am Tage mindestens dreimal sorgfältig seine Wäsche und seine Kleider.

Und Herr Severin konnte da lange auf der japanischen Matte neben seinem vornehmen Freunde hingekauert sitzen. Er hatte das Land des Sonnenaufgangs mit der Leidenschaft des Sammlers nach allen Richtungen hin durchstreift. Innen und außen war diese Wunderwelt seinem Reichtume eingefügt. Wenn er die Geheimschränke des Japanraumes aufgetan hätte, hätte ein nach erlesenen, sanften Blumenfarben und Linienspielen sehnsüchtiges Auge tagelang staunen und lächeln können. Genug, was Herr Severin jetzt von der sanft miauenden, kleinen Birnenblüte in die Luft und in die spielenden Sonnenkringel gedankenvoll vor sich hinsprach. Das war ein Liebeserlebnis, so fein, wie in feinsten Silberfäden auf Seide gestickt. Das war wirklich ein Liebeserlebnis so reinlich wie eine Birnenblüte. Herr Severin saß jedesmal lange im japanischen Zimmer, um diese Kostbarkeit innerlich anzuschauen, sorgfältig eingerahmt als Bild und Besitz in seiner weiten, feierlichen Zimmerflucht.

Denn seit durch Frankreich und durch Amerika und durch Deutschland irgend woher der Ruf erklungen, daß Japan das Land des Heils wäre, darin der Mensch von Geschmack seine Erfüllung fände, hatte sich auch Herr Severin von dieser Wahrheit leidenschaftlich durchdringen lassen, hatte mit wärmster Emphase dieses Evangelium weiter verkündet, und hatte selber seinen Geschmacksadel in diesen köstlichen Japanmantel eingehüllt.

Dieser Herr Severin, der vom Kopfe bis zu Fuße jeden Augenblick so peinlich gepflegt aussah wie ein japanischer Blütenzweig selber. Und der sich die Welt, wenigstens soweit sie für ihn in Betracht kommen sollte, jetzt nur noch nahen ließ, wie sie in Blumen und bunten Früchten in seinen üppig gepflegten, weiten Gewächshäusern, oder in den auch mit Perlen im Hemdlatz geschmückten Freunden, und Männern und Machthabern der großen Gesellschaft und deren seiden- und diamantenglitzernden Damen, oder sonst etwa noch kostbar auf Japanpapier hingemalt sich darstellte.

*

Herr Severin hatte übrigens allein in seinem Stadtschlosse dreißig und mehr Zimmer. Und er hatte nur Freunde, die auch alle viele Zimmer und viele Schätze hatten.

Wenn er nicht im japanischen Zimmer saß, was jetzt im Jahre nur etwa einmal noch vorkam,



denn auch die Japanreise lag schon etwas zurück, saß er in dem Zimmer, wo die großen Inkareliquien sehr geschmackvoll in dem gewölbten Raume verteilt herumstanden. Seltsame Steingestalten. Da konnte Herr Severin sehr ernst werden. Ein wenig gewissermaßen selber zu Stein erstarren. Nachgrübeln. Nachstarren einer ganzen, großen, längst in den Sand versickerten Kulturwelle. Erhabene Dinge. Erhabene Dinge ergriffen Herrn Severin besonders.

In diesem Inkazimmer war wirklich ein Weiheraum. Das Menschliche trat zurück. Dieses Zimmer war nicht umsonst in den Reigen der Räume eingefügt.

Herr Severin hatte auch in Peru ausgiebig gesammelt.

„Man muß auch Erhabenes bei sich beherbergen!" hatte er damals gesagt. Und wer es hören wollte, konnte eine genaue Aufstellung der kolossalen Kosten persönlich von Herrn Severin erhalten, mit denen er die gewaltigen Tempeldenkmale und Tempelzierden zu Schiffe umständlich mit heimgebracht.

Und Herr Severin sprach dabei über die Geheimnisse der Inkakultur wie ein Bauer über seinen Kuhstall und seine Düngergrube. Herr Severin hatte auch, wie er sich ausdrückte, mit wahrer Inbrunst die Inkakultur studiert und hatte sich in die religiösen Vorstellungen dieses sonderbaren Volkes

nicht weniger leibhaftig hineingedacht, wie in dessen politische Einrichtungen und Ideale.

Nur liebte er hierbei immer einen Witz mit schwermütigen, großen, blauen Augen zu wiederholen: Augen, die tief in einem knochigen, ziemlich kräftigen, aber sehr bleichen Gesicht saßen, und die seine reichen Freunde sehr gütig anlächeln konnten. Er meinte jedesmal, daß man allerdings aus einer so in den Sand verlaufenen Kulturwelle nirgend mehr etwas Lebendiges für seine Erinnerungen hätte sammeln können. Womit er auf die kleine echte Liebesgeschichte sanftmütig anspielte, der er nachsah, wenn er zum Beispiel auf der japanischen Matte saß.

*

Herr Severin hatte alle Reiche und Länder der Menschen gesehen. Einmal war er um ganz Afrika herumgefahren. Das war noch im Anfang seiner Weltreisen gewesen. Ein seltsames Zimmer enthielt noch von damals eine Negerhütte. Eine Art mit Fell überspannter Pritsche stand unter einem Zeltdach. Und es hingen große Rohrtrommeln am Pfosten. Und Muschelschmuckketten. Und sonderbare Schurzfelle. Allerlei Zierate, die einmal früher an bronzenen Mädchenleibern gehangen hatten.

Aber wenn hier Herr Severin in seiner ganz entstaubten Reinlichkeit doch noch einmal durchschritt, nahm er gewöhnlich eiligere Schritte. Als



wenn ihn eine häßliche Erinnerung bedrängte. So daß gar keine Zeit blieb, sich auf dieser gelinden Flucht überhaupt ernstlich an etwas zu erinnern, von dem dieses Zeltdach und das primitive Bettgestell eine verklungene Sammlermelodie antönte. Denn jetzt, nachdem auch schon das Wunder der farbenzarten, miauenden Birnenblüte verklungen war, erschreckte Herr Severin richtig vor der einfältigen Gebärde, mit der einmal eine nackte, afrikanische Königstochter unter Palmen in der Löwen- und Antilopenwildnis hündisch zärtlich an seinem Halse gehangen. Und er verwarf in der Erinnerung gänzlich dieses Blatt, darauf ein Reisender im Tropenhelm der Tochter Tippu Tipps im geräumigen Häuptlingszelt ihres Vaters für ihre Liebkosungen zwei große Goldtaler hinhielt.

*

Herr Severin war auch heute noch nicht verheiratet, obwohl er schon fünfunddreißig Jahre alt war. Er war nur verheiratet mit seinen Schätzen innen und außen. Er hatte immer behauptet, daß Verheiratetsein ein zu äußeres Geschäft wäre. Er behauptete es noch jetzt. Er liebte nur seinen Besitz.

„Ich habe für so viele Dinge im Leben zu sorgen . . . das wäre eine schöne Geschichte, auch noch für ein Weib und Kinder sich abzuplagen!“

In der Tat lagen Herrn Severin genug große

Verpflichtungen ob. Auch wenn er nicht auf Reisen sammelte und kaufte. Auch wenn er nur in seinem Stadtschlosse residierte.

Herr Severin gehörte unter die Eingeweihten. Er fühlte sich durch und durch als Geschmacksmensch. Als einen wahrhaften Kenner, den nie Nebenleidenschaften trübten, und nie Rücksichten oder Vorurteile von der wahren Bewertung der Dinge ablenken konnten. Er fühlte sich als einer der Männer, die mit Herrenmacht und Herrengefühl am Sinne der Kultur mitschufen.

So stand Herr Severin auch mit dem Opernglase in der Hand und im Frack bei jeder Premiere in seiner Loge im ersten Balkon im Schauspielhause.

Er beäugte derart gespannt und sicher das ablaufende Werk und die Spielgebärden, daß schon die Art, wie er sich vertiefte, den Eingeweihten verraten mußte.

So trat Herr Severin auch in der Pause unter die anderen Künstler und Kenner, um mit sehr verbindlicher Miene und pfiffig in den Augen Wert und Erfolg des Gesehenen in den plaudernden und lauschenden Gruppen mit herumzuflüstern.

So stand auch der befrackte Herr Severin mit der großen grauen Perle im Hemdlatz unter den vornehmsten Herren und Damen und Uniformen, wenn seine Majestät selber oder ein Regierungs-

vertreter die große Ausstellung im Palaste der bildenden Künste der großen Menge auftat. Und konnte dabei mit verzehrender Sehnsucht in seinen großen, blauen, schwermütigen Augen und mit der erlesensten Würde an den vielen buntbehangenen Wänden nach dem köstlichsten und beglückendsten Werke herumsuchen.

Denn das gehörte vornehmlich zu seiner Lebenskunst, aus den Quellen des eigensten, letzten Gefühls mit leuchtender Güte die Überzeugung auszustrahlen, die gleichzeitig die ganze, vornehme Gesellschaft in wortloser Übereinkunft für das vollkommenste und höchste Kunstwerk auftrieb.

Deshalb hingen auch in Herrn Severins Sälen nur die berühmtesten Bilder in feierlicher Ordnung an den Wänden herum. Nur die berühmtesten Musiker waren gewürdigt in seinen Salons Konzerte zu geben. Und nur die Politiker konnten seine fürstlichen Tafeln oder erstrahlenden Nachtfeste bestaunen, die die schlagendsten Worte ins Land gerufen. Auch von Herrn Severins Zimmerfluchten aus empfingen die Künste und die Taten der Menschen ihre Sanktion. Auch Herr Severin fühlte die Pflicht, für alles, was dem alltäglichen Leben als Letztes und Berühmtestes und Höchstes gelten sollte, mit sicherem, sanftem Gefühl die Parole auszugeben.

*

Der Gott Temiel stand schon zwei Jahre in einem der Zimmer der weiten Zimmerfluchten des Herrn Severin.

Einmal war Herr Severin in Asien in einer Landschaft gefahren, die unsäglich rein, fast himmlisch war. Hauptsächlich, weil Idyll und Einsamkeit um schöne, weiße, mächtig gehörnte, pflügende Stiere auf weitem Ackergrund gebreitet lag. Und die Menschen still und duldsam und doch hochaufgereckt dahinter schritten.

In dieser Landschaft im Hause eines Dorfältesten hatte der Götze oder Gott Temiel gestanden.

Herr Severin hatte vorher nie von diesem Gotte gehört.

Aber die Leute hatten gesagt, sie wären Anhänger dieses Gottes. Und weil die Brust des Herrn Severin voll des Gefühls der himmlischen Reinlichkeit und Duldsamkeit und des ländlichen Friedens war, hatte er sich ein Gottesbild aus purem Golde und echten Steinen genau nach dem Muster des Götterbildes anfertigen lassen. Und hatte auch seinen reichen Freunden Nachbildungen davon mit heimgebracht.

Seitdem er dieses Bild in seinem Stadtschlosse aufgestellt hatte, betete er gradezu kindlich diesen Gott der elementaren Gefühle an, des Ackerpfluges und der Goldähren und der ursprünglichen Erdkraft, den Gott der einsamen, menschlichen Betriebsamkeit.



Mit den Ringen am Finger vergaß Herr Severin zu tändeln, wenn er auch nur an diesen Gott dachte.

Der Gott Temiel war das letzte Glanzstück, das er seiner Seele und seinen Sammlungen eingereiht. Ihn hatte er gefunden als ein Sesam. Als einen letzten Anker und letzten Halt. Ihn konnte er keinem seiner Freunde zeigen und keiner lächelnden Dame aus der Gesellschaft eingehend und liebend erklären, ohne nicht in seinem knochigen, bleichen Gesicht über und über davon rot zu werden und oft mit Tränen in den Augen.

Herr Severin vergaß dabei nie zu versichern, daß er es im Leben kaum je erwartet hätte, auf seinen Reisen der Verkörperung gerade dieser erhabenen Idee zu begegnen, die ihm ins Blut hinein die letzte Einfachheit des menschlichen Gefühls und die letzte Einigkeit mit seiner irdischen Bestimmung predigte.

*

Übrigens tat sich Herrn Severins Stadtschloß langsam zu, schon als er siebenunddreißig Jahre alt geworden war. Einer seiner reichen Freunde war plötzlich gestorben. Und in der gleichen Zeit hatte ihn auch eine Geliebte bestohlen, die er wie eine Königin ausstaffiert hatte. Die aber noch kurz vorher eine einfache, junge Ladnerin gewesen war.

Da war Herr Severin wie ein Derwisch ewig nicht von der japanischen Matte aufgestanden. Immer das zarte Schemen der miauenden Birnenblüte aus Tokio oben in der Totenstadt im Auge. Und er war dann sofort auf Reisen gegangen. Und er hatte lange nicht mehr heimgefunden, weil allerlei Dränge und Verwirrungen in ihm nicht zur Ruhe kamen.

Das war der Anfang größerer Einsamkeit gewesen.

Auf dieser Reise hatte er zufällig einen Priester kennen gelernt. Einen inbrünstigen, sehnigen, jähen, feinen Menschen. Der war vom Diener ans Coupé geführt worden und war in die erste Klasse eingestiegen, wo auch Herr Severin saß.

Gleich anfangs hatte Herrn Severin eine richtige Leidenschaft für diesen verhältnismäßig jungen Mann ergriffen, der nicht viel älter sein mochte wie er selber. Denn Herr Severin hatte heimlich beobachten müssen, mit welcher fanatischen, zergrabenen Art dieser priesterliche Mensch Gebete hersagte, länger als eine Stunde lang.

Herr Severin hatte sich sofort gesagt, daß er ein solches verzehrendes Ringen mit Gott nur noch aus der Bibel und dem Gleichnis von Jakob kannte. Und es zog ihn unaussprechlich zu diesem Manne hin, von dem er natürlich auch längst mit dem sichersten Gefühl erkannt hatte, daß es



ein höchster Würdenträger der Kirche, nämlich ein Kardinal war.

Das war mehr wie der Gott Temiel.

Das war ein leibhaftiger, lebendiger Gottesbekenner, dem der Glaube den Mund vibrieren machte und das Herz zerriß. Ein ewiges Beispiel für den ewig ringenden Menschen, wie Herr Severin jetzt in seiner inneren Bedürftigkeit vor sich selber bekannte.

So hat sich auch Herr Severin diesem neuen höchsten Beispiel sofort in seiner Schwermut hingegeben. Zuerst nur heimlich schlürfend und wahrhaft entzückt. Ganz nur tastend, wie endlich die Gebetsstunde zu Ende war, so daß der Herr Kardinal das sammtene Gebetbuch zuschlug, in die Brusttasche schob und zum ersten Male durchs Coupéfenster in die Landschaft hinaussah.

Sie fuhren im Apennin. Kleine Dörfer wie verlassene Trümmerburgen lagen grau im grünen Lande. Und die Mandelbäume blühten über den Hügeln.

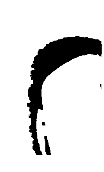
Da war Herr Severin dem Kardinal nur ganz demütig zuerst mit Fragen nach dem Heile genaht. Hatte gezeigt, daß er die Welt kannte. Daß er das Leben in allen Formen genugsam angeschaut und aufgesammelt hatte. Daß er auch die Bitternisse und Irrungen kannte, die kein Menschenleben verschonen. Und hatte dann durchblicken

lassen, daß er nach keinem Dinge so hungrig ausgeschaut hätte, als einmal die letzte, zerreißende Inbrunst eines selbstgewissen Glaubens aus der Welt mit heimzubringen.

*

Von der Zeit an war Herr Severin ein Freund des Kardinals. Eigentlich sein Anbeter. Wenn er ihm auf die zitternden, betenden Lippen sah, konnte er sich nie des Gedankens erwehren, daß dieser Kardinal einmal Papst werden würde. Er nannte ihn den berühmtesten Kardinal in Rom. Er sagte, man brauchte nur einmal die sämtlichen Kardinäle in ihrer Morgenandacht, in der Kapelle des heiligen Julius nebeneinander zu beobachten, wie es dann gar keine Frage wäre, daß gerade dieser Kardinal das Gotteswunder in höchster Potenz verkörpere: Das letzte Wunder im Menschenleben überhaupt, wie der Mensch seinen Gott sichtbar und leibhaftig ins eigene Blut herniederränge und herniederzwänge.

Der Kardinal war natürlich auch gleich ein Freund des Herrn Severin. Er erkannte in Herrn Severin die weiche Wachsseele. Und begann in seiner jähen Verzehrtheit langsam das Bekehrungswerk. Wie Herr Severin dreiundvierzig Jahre alt geworden war, war es dem Kardinal gelungen, Herrn Severin völlig dem katholischen Glauben zuzuwenden.



Herr Severin hatte natürlich längst seinen neuen Palazzo in Rom dem Kreise der Kardinäle weit aufgetan. Der vornehme, sanfte Mann sah jetzt in seinen Zimmerfluchten die scharfgeschnittenen, glattrasierten, antiken Gesichter und leicht gebeugten Häupter der höchsten, weltüberlegenen Kirchenherren, die mit ihren dunklen, schwankenden Gewändern sehr vertraut durch die weiten Säle gingen, und die vielen Reichtümer darin immer von neuem mit Staunen betrachteten.

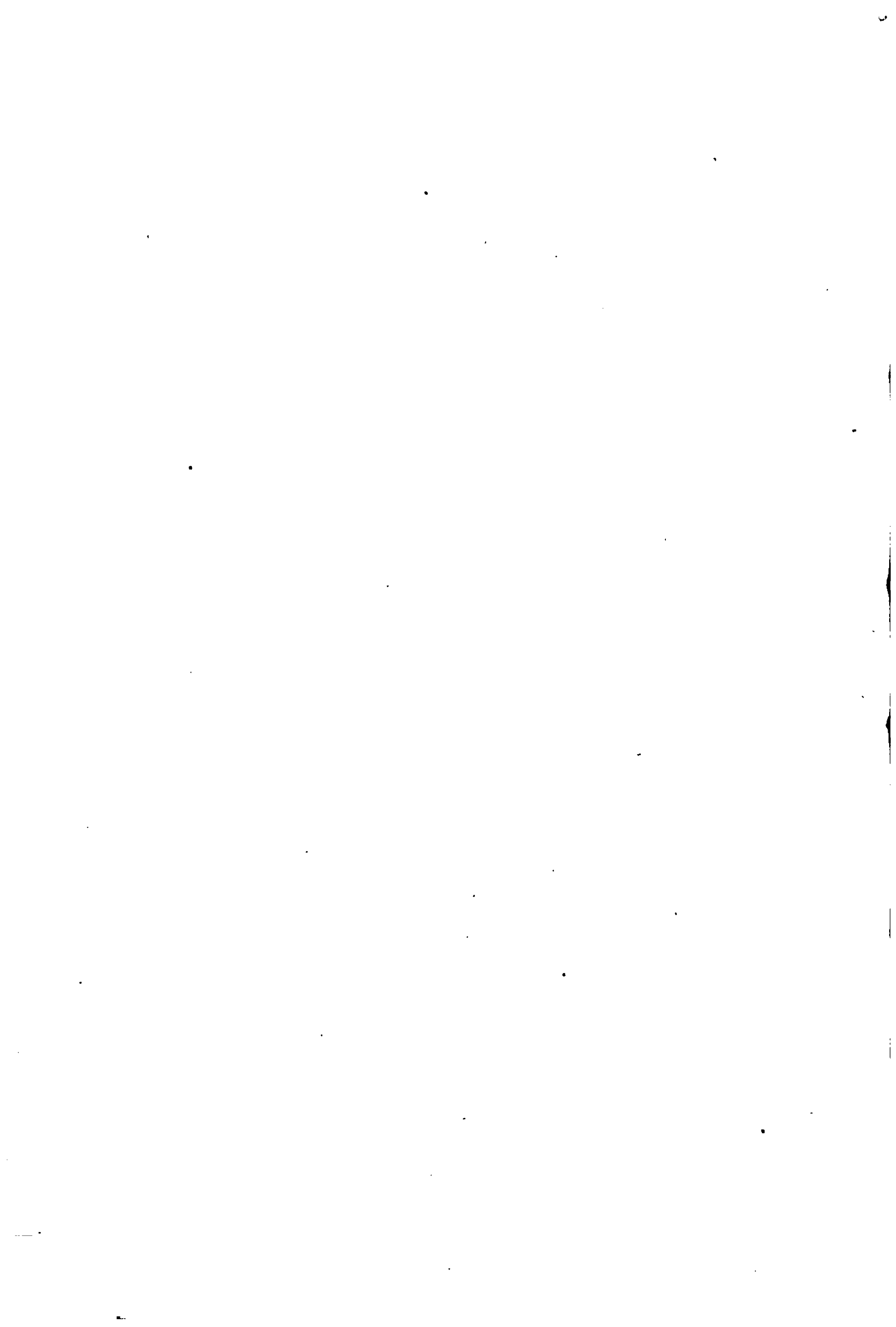
*

In dieser Zeit lebte Herr Severin gar nicht mehr daheim. Er war kränklich. Er brauchte jetzt die beständige Wonne des Südens. Und konnte vor allem die große Stillung durch die versunkene Inbrunst in geflüsterter Gottesandacht nicht mehr entbehren. Und wenn auch nur als ein Laienfreund des Kardinals, saß er dann noch mehr als zwei Jahrzehnte lang Winterszeiten im Peter in der Juliuskapelle auf einer der großmächtigen Mahagonibänke, der großen, feierlich strömenden Musik gleichsam im Arme, und in brünstigem Geflüster mit Gott, wie der Kardinal selber.

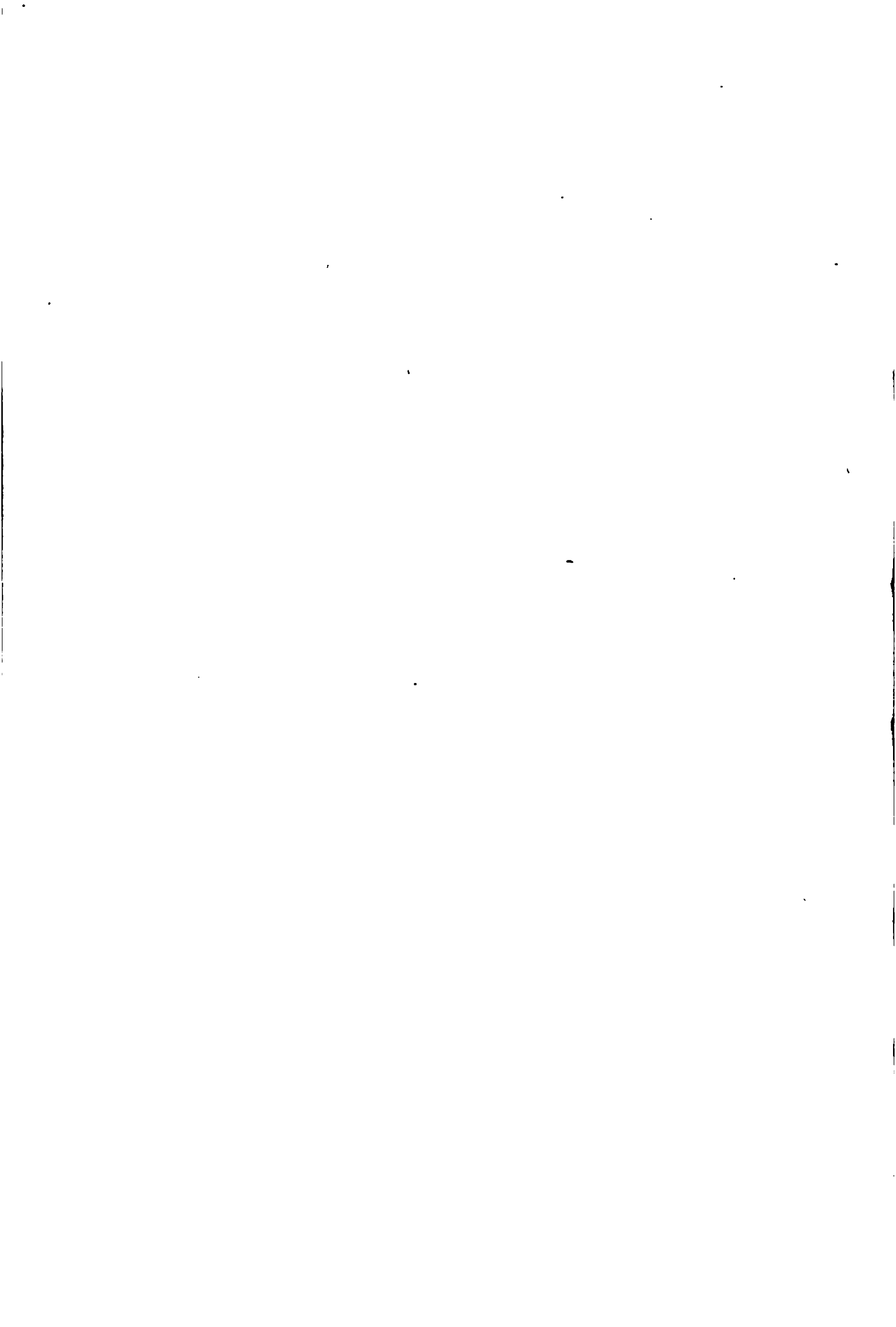
Und wie er mit fünfundsechzig Jahren in einem großen Gewölbezimmer seines Palazzos in Rom starb, da hat ihm der Kardinal persönlich mit bischöflichen Helfern die letzte Hostie zwischen die

Lippen geschoben und den Kelch gegen den rubinigen Dämmerschein und gegen das Kreuz seines Betpultes hochgehoben, nachdem der reiche Einsiedler seinen ganzen Riesenbesitz der heiligen Kirche testamentarisch hinterlassen hatte.





Herzoginnen



Die alte Duka war noch jung. Höchstens Mitte Dreißig. Und daß man sie in dem schlesischen Badeorte unter den Einwohnern die „alte" Duka nannte, geschah nur mit Rücksicht auf vier Mädchen, die offenbar alle vier ihre Töchter waren, und die schon auch staffelweise die Reize der Jungfräulichkeit zur Schau trugen.

Von wem die alte Duka, diese ein wenig rundliche, dunkle, junge Frau, die am Nachmittag immer wie eine Diva in Trauer unter ihren Kaffeegästen in Garten und Restaurant umging ... deren Augen so gutmütig dunkel waren wie schwarze Hundeaugen, und auch so kalt und verfänglich spielen konnten wie ein Silberglanz auf schwarzer Kohle ... von wem diese alte Duka die vier Töchter hatte, wußte niemand. Sie war eines Tages mit Sack und Pack ins Dorf gekommen, hatte allerlei Herrschaftsmöbel, noble Portieren und kostbare Schränke, und Stein- und Bronzezeug und diese vier Töchter abgeladen, und hatte von dem großen Hause und dem vornehmen Garten Besitz ergriffen, die sie aus einer günstigen Gelegenheit hatte kaufen können.

Das Haus und der Garten gehörten vorher einem alten, adligen, reichen Fräulein, waren sehr erlesen mit Schattenplätzen und Pavillons, mit gepflegten, breiten Kieswegen und Blumenparterres ausgeschmückt. Und das Haus stand mit dem hohen

Giebel der Dorfstraße zu, mit einstöckiger, breiter Front wie ein Landschlößchen dem Garten und Springbrunnen zugewendet. So daß alle Badegäste, wenn sie zuerst an den hohen Gitterstäben des Zaunes entlang gingen und hineinsahen, sich sogleich erkundigten, was da für vornehme Insassen wohnten.

„Die alte Duka," sagte dann, wer zufällig dabei im Vorübergehen gefragt worden war. „Die alte Duka!" Und wenn es etwa eine armselige Dorffrau gewesen, konnte man es ihr anmerken, daß sie es mit einem Pfiff um die Nase so hin gesagt, als wenn die Sache wohl nicht ganz geheuer wäre. „Die alte Duka!"

Für die Dorfleute war es auch wirklich nicht ganz geheuer.

Einmal schon wegen des unglaublich theatralischen Hausrates, der in vielen Stücken wie aus Schlössern Ludwigs XIV. entnommen schien. Die Toilettentische der Mädchen waren fünffache Spiegel mit mächtigen Marmorplatten und goldverziert. Die Betten hatten prunkende Aufsätze zu Häupten und zu Füßen. Vergoldete Engelköpfe guckten in die Pfühle. Bettstellen und Tische waren so mächtige Prunkmöbel, als wenn sie einmal mindestens Fürsten gedient. Und wie sich Möbelwagen an Möbelwagen in das feine Dorfhaus entladen hatte, hatten die Nachbarn gestanden und stießen sich.

Aber auch diese Mutter und diese vier Töchter! Die dunkle Mutter so schlumpig und auseinandergegangen, wenn sie wie die Töchter hudelig und verlüdert am Morgen durch das theatralisch geputzte Haus oder einmal auf den Steinvorsprung draußen oder gar in den Garten lief. Und am Tage, wenn dann die Gäste kamen, wie eine weinende Witwe in Trauerkleidern, die das Glück ihres Lebens ewig suchen ging.

Und diese vier schwarzen Töchter! Jäh und gedehnt. Aufblitzend und prüfend zu jedermann. Alle wie junge, wilde Stuten, die nichts als die Freiheit lieben. Und die mit der stillen Gebärde der Leiber und der Blicke, wie Jongleure die Goldbälle, so die Männerlaunen mit sicherem Spiele durcheinander wirren.

Diese vier Mädchen!

Die Jüngste war sechzehn. War die Dunkelste und Heimlichste.

Die Jüngste nahm sich immer feierlich. Sie war träge wie eine Koptin, die fortwährend einen Tempeldienst mit sich versah.

Nämlich eine alte Zigeunerin hatte ihr einmal sehr geheimnisvolle Dinge aus ihrer noch ziemlich kindlichen, sehnigen Hand wahrgesagt. Seitdem träumte sie, denn sie träumte immer nur so hin, daß sie, wie die Zigeunerin sich ausgedrückt, schon dreimal in führender Stellung im Erdenleben in-

mit Mühe und Not noch gerade soviel gerettet hätte, um wenigstens einigermaßen standesgemäß mit ihren vier Töchtern auszukommen.

Kein Wort war davon wahr.

Die Wahrheit war, daß Frau Duka ursprünglich ein blutarmes Dorfmädchen aus Schlesien war. Die Tochter einer Mutter, die in ihrer schlesischen Heimat einen italienischen Mann, einen Erdarbeiter aus Bellinzona, geheiratet hatte. Daß Frau Duka erst mit ihren Eltern aus Schlesien in die Südschweiz gekommen, als sie ein Mädchen von zehn Jahren war. Und daß sie einige Jahre später bei einem alten, mit irgend einem Zufall sehr reich gewordenen Engländer, einem Manne von fast siebenzig Jahren, der am Lago Maggiore eine beträchtliche Villa im Stil Ludwigs XIV. erbaut hatte, auch mit sehr prunkender Einrichtung, als flügge werdende Dirne Gartenarbeit getan, und der Alte sich unsinnig in sie verliebt hatte. Er hatte ihr in seinen drei letzten Lebensjahren dreimal Kinder geschenkt, und war dann unter Hinterlassung einer reichen Sonderlingserbschaft gestorben. Nämlich: ihr hatte er auf dem Sterbebette vor Zeugen sein Haus und Inventar persönlich als Schenkung übergeben.

Die wahre Geschichte war den vier Töchtern ganz unbekannt. Die alte Duka hatte für alle Fälle gleich ihre Sage vom Herzog zurecht gemacht.

Und die vier Töchter sonnten sich darin, daß sie Herzogstöchter wären und Ungerechtigkeiten im Erbe auch in Fürstenhäusern vorkämen.

Die Dorfleute, wenn sie es hörten, lachten auch darüber. Und waren doch auch immer ein wenig gedrückt unter dem Schatten der Vergangenheit. Am meisten hatte dann alle gewundert, als die alte Duka das vornehme Anwesen des alten adligen Fräuleins bald zu einem Kaffee- und Weinrestaurant umgewandelt.

Aber Frau Duka erklärte auch das. Sie war eine rüstige Frau, zum Herumschaffen in Haus und Garten geboren. Und wollte um keinen Preis, daß ihre Töchter als Faulenzerinnen nur so in den Tag hineinlebten. Viele behaupteten auch, sie setzte bei dem Unternehmen wirklich Geld zu. Fast schien es, als wenn sie nur nach einer größeren Geselligkeit lüstern gewesen.

„Meine Töchter und ich brauchen sozusagen ein bissel einen Hof!" konnte sie sehr scharmant erklären, wenn einmal die Rede zufällig darauf gekommen war.

Für Dorf und Badeort schwebte in jedem Falle um die alte Duka und ihre vier Töchter eine Gloriole des Geheimnisvollen.

Die jungen Männer im Orte und die vornehmen Badegäste hatten zuerst Gift gewittert. Man hatte in den Hotels manchmal beim Weine Wetten auf die Mädchen gemacht. Und es hatte schon manchen



jungen Lebemann in die Nähe der Mädchen getrieben.

*

Da war es der alten Duka in der Hochsaison in den Sinn gekommen, als Inhaberin ihres Weinrestaurants wie eine exotische Fürstin auffällig geputzt, samt den vier schwarzen Töchtern auf einer vornehmsten Reunion im Kurhause persönlich zu erscheinen.

Die Herren, die schon manchmal abends in Dukas Saale beim Wein gesessen und die Mädchen vom Plaudern kannten, machten etwas süßsaure Miene, obwohl mancher gleich gern an die Viere herangegangen wäre. Aber die vier Mädchen benahmen sich dabei so königlich, so kühn und achtlos gegen die sofort fühlbare eisige Kälte und heimliche Empörung, die sich eines Hauptteiles der ganzen Kurgesellschaft bemächtigte, tanzten so hinreißend geschmeidig, besonders die Jüngste, daß sie um so mehr aller Männer Blicke verwirrten.

An dem Abend war in einem sehr jungen, fast knabenhaften Husarenoffizier sofort ein verzehrendes Feuer aufgebrannt.

Der junge Herr von Rothfelser, ein verwöhnter, verzärtelter, sehr reicher, junger Mann, der nie einen Zwang um sich leiden mochte, war während der Kriegszeit hier ins Bad gekommen, weil man ihn wegen einer leichten Lungenerkrankung heim-

geschickt. Er war ein Mann von den sanftesten, verbindlichsten Umgangsformen. Aber die Reize gewisser Frauenleiber hatten ihn schon ein paarmal in seinem jungen Leben um alle Herrschaft gebracht.

Und Carmela tanzte an dem Abende sehr bald nur für ihn. Carmela, die Wiedergeburt Rahels. Rahel tanzte in ihr. Wunderlich genug, daß sie heute auch wie orientalisch gebräunt aussah. Sie tanzte, als wenn die Glieder hingen wie Weidensträhne am Bache, als wenn ihre Seele schliefe und nur im Traume sich wiegte.

Der junge von Rothfelser, der auch ein Verschwender war, vergaß alle Sitte, so daß seine Freunde ihn an dem Abend ein paarmal heimlich mahnen und beruhigen mußten.

„Redet nicht . . . Carmela . . . wer ist diese Carmela?"

Von dem Tage an war der Husarenleutnant von Rothfelser in Zivil ewig in dem Hause der alten Duka und betete mit den drei Schwestern die jüngste an.

Auch andere Männer kamen genug. Junge und besonnene.

Da kam auch jetzt immer ein Wirt. Klengel. Der war ein Abenteurer. Er besaß seit lange einen eigentümlichen Aussichtsturm auf einer Höhe über dem Kurorte. Die Zimmerräume in diesem

Aussichtsturm waren von seinen Jagdtrophäen voll. Nicht nur Geweihe aller Art. Der Mann hatte auch allerlei ausländische Vogelarten gesammelt. Das Haus war ein buntes Museum von Raubwild und Gefieder. Auch ein bissel ein Raubwild er selber. Klengel ging schon auf die Fünfzig zu. Auch er hatte nur ein einziges Mal diese Carmela gesehen. Und von dem Tage an war er ein ewiger Besucher des Weinrestaurants der alten Duka. Und war auch nur einer der Anbeter neben den drei Schwestern, dem jungen Rothfelser und den anderen.

*

Carmela war unnahbar.

Die Schwestern bestaunten sie als die Urmutter großer Stämme.

Carmela wachte nie. Sie träumte nur schweigend und flüchtig lächelnd in ihre bunte Perlenarbeit.

Nicht nur Carmela, auch ihre Schwestern waren ganz unnahbar.

Ein ganzer Kreis junger und graubärtiger Männer saß allmählich um den Wirtstisch herum.

Auch ein Primaner, der blond und scheu sich endlich in die Nähe der Wirtstöchter hereingewagt.

Und der junge Rothfelser spendierte Champagner, während ihn die Sehnsucht nach Carmela heimlich zernagte.

Klengel saß wortkarg und finster dabei.

Klengel hatte ein bartloses, wetterhartes Gesicht.

Er hätte mit seinen Fünfzig beinah ein verständiger Mann sein können. Aber er wurde auch immer nur sinnloser zerrüttet nach Carmela.

Der junge Rothfelser und er haßten sich bald.

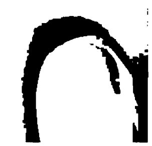
Klengel ging immer mit nackten Knien wie ein tiroler Bergschütz gekleidet, weil auch er sein Leben lang in dem Wahne lebte, ein anderer zu sein, als der Wirt auf dem Aussichtsturm. Schießen konnte er ein Herz aus einer Kartoffel. So sicher waren sein Auge und seine Hand.

Klengel war beinahe wahnsinnig, wenn er so dasaß und trank und rauchte. Schon weil Carmela nur ihm manchmal flüchtig zulachte, wenn sie aus ihrem verträumten Sinn zufällig hinaussah.

*

Da war eines Abends wunderlicherweise am Wirtstische der alten Duka alles verstört.

Als der junge Rothfelser im eleganten Überrock eintrat und aus seiner Brusttasche eine Hülse voll kostbaren Schmuckes herausnahm und nach Carmela sich umsah, stand er lange allein. Dann fanden sich andere junge Männer mit Monokel und hellen Westen ein. Man saß um den Tisch. Es kamen auch Dorfherren. Es kam auch der blonde Primaner. Man ließ Champagner kommen, wie immer. Und auch Frau Duka war endlich erschienen und hatte unzufrieden nach den Töchtern gerufen, die eine



nach der anderen in buntseidenen Hauskleidern mit sehr lieblichen Silberschmucks im pechschwarzen Haar herzukamen.

Nur Carmela kam nicht.

„Wo ist Carmela?" sagte Herr von Rothfelser mit sehr gerafften Lippen, und mit ganz verkniffenem, unstetem Blick.

Auch Klengel war nicht da.

Dieser Umstand schien auch Frau Duka zu bedrücken. Und auch über den drei Töchtern lastete etwas.

Wenigstens hatte Herr von Rothfelser diese Tatsache sofort mit in Rechnung gezogen, als heimlich die süchtige, tolle Jagd in ihm zu rasen begann.

„Wo ist Carmela?"

Seine Backen waren gleich ganz hohl geworden. Und seine glänzenden Augen lagen in Höhlen. Und er schwadronierte mit Leidenschaft. Und trank. Geriet immer mehr in Galgenlaune. Goß Glas um Glas hinunter. Und wurde höhnisch und immer lauter. Daß ihn die alte Duka abscheulich empfand. Und die drei anwesenden Töchter mit ihren Handarbeiten langsam von ihm abrückten.

Und dann um Mitternacht, obwohl er schon sehr zeitig wieder aufgebrochen, aber nur in Büschen verborgen vor dem Tore gelauert, ob nicht Carmela doch noch durch das Tor heimkäme, befand er sich endlich auf dem Wege zum Aussichtsturm.

In ihm raste die Frage:

„Wo ist Carmela?"

Aber er kam nicht ganz bis an die alten Turmmauern heran. Schon in dem jungen Eichenwalde unten hörte er Klengels Stimme aus einem Bogenfenster der burgartigen Anlage lachen.

Da es eine bewölkte Nacht war, und Schattendunkel herrschte, klang das Rauschen der Eichenwipfel wundersam voll und einsam.

Aber der süchtige, kränkliche Herr von Rothfelser hatte jetzt nur Augen und Sinne voll brausenden Lärms. Er zermarterte sich das Hirn nur nach den menschlichen Lauten. Er mühte sich nur, sich in dem Graben, der an die Weinkeller heranführte, ungesehen näherzuschleichen. Und hatte tausend Gefühle, die nicht mehr klar waren. Er hörte jetzt auch, daß Carmela oben heiter lachte. Und daß sie dann ein schwermütiges Lied beginnen wollte, aber doch wieder abbrach. Der volle Ton ihrer Stimme stand jetzt für Rothfelser wie ein Stein in der Luft.

Auch darüber war schon eine Ewigkeit hingegangen.

Der junge, sanfte, anmutige Mensch hätte zur Besinnung kommen können. Wenn er nicht ein ganz irrsinniger, süchtiger Verliebter gewesen wäre, der sich und alles um dieses in sich gebundenen, phantastischen Mädchens willen wegwarf. Immer-

fort stieß Rothfelser Flüche aus. Oder er stammelte Liebesschwüre.

Da hatten sonderbare Geräusche den Wirt Klengel doch einen Augenblick mißtrauisch ans Fenster getrieben. So daß Rothfelser den Revolver sofort aus der Tasche zog. Aber Klengel war ebenso achtlos wieder verschwunden, hatte nur das Fenster fest zugemacht.

Und Rothfelser hatte bis 'zum Morgengrauen gestanden, in hellem Wahnsinn, zitternd von Haß gegen Klengel und zitternd von Verlangen nach dieser Carmela.

Da . . . endlich . . . hatte sich das Tor mit den bunten Oberscheiben im Rundbogen aufgetan und Carmela war leichtfüßig herausgehuscht. Aber der wetterharte Klengel war gleich dahinter aus dem Tore herausgerannt, den Burgberg hinunter, Carmela nach, so daß Rothfelser jetzt noch leibhaftig mit hatte ansehen müssen, wie das fremdartige, dunkle Mädchen dem fünfzigjährigen, zähen Wildschützen im Arme lag.

Das gab einen leichten Entschluß. Rothfelser war da mehr als kalt und besonnen gemacht. Der Platz auf der Höhe, wo er stand, lag ganz einsam im Morgengrauen vor dem Tore in das alte Gemäuer. Dort stand er auf sicherem Posten. Bis Klengel den helleren Kiesweg langsam und ahnungslos stapfend und lachend wieder emporkam.

„Sie tragen doch immer eine gute Browning bei sich, Herr Klengel," rief nur Herr von Rothfelser mit sich im Haß überstürzenden Worten in die flatternde Morgenluft.

„Sicher ... immer ... das tue ich immer, Herr von Rothfelser!"

Und obwohl Klengel sofort hastig seinen Revolver herausgerissen und geschossen hatte, hatte doch seine Hand gezittert, und er hatte Rothfelser gefehlt. Aber der Schuß Rothfelsers, den er in derselben Raserei der Gefühle nicht mehr hatte zurückhalten können, hatte schon Klengel in den Kies hingestreckt.

Da war Rothfelser plötzlich in sich zusammengesunken und hatte vor sich hinstierend nur noch den zweiten Schuß gegen die eigene Stirn gekehrt.

„Adieu, Carmela!"

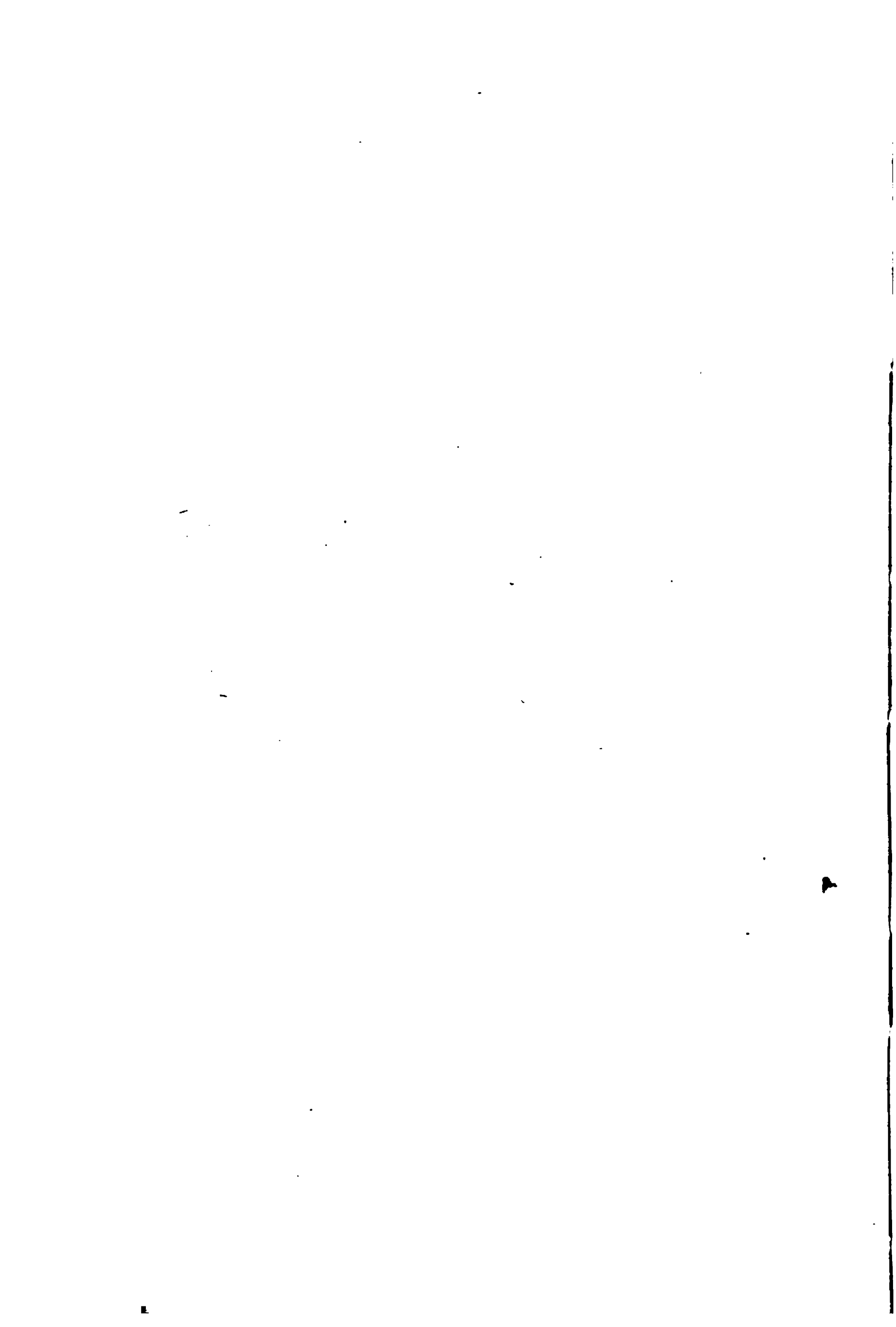
*

Am anderen Abend saß Carmela allein in der Wirtsstube. Sie stickte versunken an einer schönen Perlendecke. Nur der blonde Primaner, der kaum siebzehn Jahre alt war, hatte sich hereingewagt. Er saß ganz still vor dem sanften Mädchen und starrte andächtig und verzehrt in ihre kostbare, fromme Arbeit.





Zwei echte Adepten der schönen Glas-
macherkunst



Es ist kaum zwanzig, dreißig Jahre her.

Uralte Tannenwipfel ragten dunkel um das vornehme, silbergraue Steinhaus mit den hohen Bogenfenstern zu ebener Erde, und in dem einzigen Stockwerk.

Finstrer Hochwald lag rings, der sich in weiten Wogen langsam aufwärts in die Einsamkeit und in die Ferne dehnte.

Hoch oben im Licht lagen Bergkuppen und Kamm und Felsen.

Das gepflegte Herrenhaus war unbehauen graniten.

Vor seiner breiten Front leuchtete ein freier Kiesplatz. Und mitten hindurch schoß ein starkes Bergwasser Tag und Nacht im tiefen Steinbette grollend und prudelnd aus dem Gebirge zu Tale nieder.

Große Kugeln aus schwarzem und silbernem Glase standen ein paar in dem üppigen Blumengarten zur Seite, auf hohe Stöcke gepflanzt, und spiegelten kristallklar Waldmatten, Gebirge und Himmel.

Die rauchigen, verwitterten Dachkolosse der mächtigen Glashütten, die in der stillen, weltfernen Waldstelle lagen, und aus wenigen Luken von innen im Feuerschein blinkten, grenzten die Gegenseite der parkartigen, einsamen Anlage.

Auch wenn ein Holztor der Glashütten sich quar-

rend auftat, drang keinerlei Arbeitsgeräusch in das Rauschen von Wald und Fluß.

Man hörte nur vom grauen Morgen bis in frühe Nacht eintönig Axtschläge.

Drei, vier alte Schädel standen jahraus, jahrein, in Sommersonne und Winterschnee, abseits auf dem Plane über Holzblöcke gebeugt und schlugen ihre Eisenschärfen in die vertrackten Wurzelstöcke, die wirr getürmt herumlagen oder schon zerkleinert in langen Reihen gestapelt standen.

Es war im Herbste.

Die hellen Kieswege lagen im Licht und waren ganz menschenleer.

Vereinzelte, leichtschwankende Buchenkronen streuten ihr Braunlaub.

Die Nußhäher kreischten lustig aus Baumschatten oder flogen mit leichtfertigem, unstetem Fluge von einem Wipfel zum andern.

Die schwarzen Dachschlote stießen ihren Rauch qualmend in die hegerige Blauluft aus.

Ein großer Schwarzspecht mit seinem leuchtenden Blutstropfen auf der Stirn klebte an dem knorrigsten Tannenstamme in Hausnähe, und trommelte hörbar auf die Rinde.

Und dann und wann klapperten ein paar Holzpantoffeln die Glashüttenwand entlang.

*

In seiner eingebauten Veranda oben im ersten

Stockwerk in dem vornehmen Herrenhause saß in Marderpelz und Decken eingehüllt der junge Livo, der jetzt seit etwa vier Jahren der alleinige Direktor der gräflichen Glashütten war.

Man erwartete täglich, wenn nicht stündlich, seinen Tod.

Die rußigen Glasmacher, wenn sie am Abend aus der Arbeit gingen, sahen mit starren Gesichtern hinüber, wo sie wußten, daß er dem Ende unrettbar entgegenging.

Der junge Livo saß dort oben seit Wochen Tag und Nacht.

Er haßte längst die geschlossenen Räume. Er konnte nur noch leben und atmen, dem leise rauschenden Luftzuge hingegeben, den die Millionen dunkel bewegter Baumhäupter aus der Kammhöhe und der weiten Bergeinsamkeit herniederwehten.

Jetzt war Sonne über Berg und Wälder gebreitet. Das schweigsamhandreichende Werktagsleben drinnen im Hüttenwerke lebendig. Und das vergrabene Gesicht des jungen Direktors lag bleich und hohl in die Lederkissen zurück, die feine, blutarme Unterlippe unter dem schwarzen Schnauzbart ein wenig nach Luft geöffnet.

*

Wenn in dem weißglühenden Sud der rauchschwarzen Glasöfen die letzten Entzücktheiten der

schönen Glasmacherkunst sich heimlich nicht fanden und banden, ging ein Werkmeister noch immer aus dem hohlbedachten, weiten Hüttenraume in die Sterbensruhe des Herrenhauses hinüber, wo der junge Livo vor sich hinbrütete. Dort stand der alte Beamte, bis der junge Livo sich rührte und sich ermannte.

„Nun... was ist?“ sagte der junge Direktor dann.

Da hielt ihm der Werkmeister stumm und behutsam ein in der Sonne blutigglühendes Becherglas hin. Und versuchte wohl schließlich doch ein paar Worte sanft dazu zu reden.

„Herr Direktor . . . die Weinglut gelingt nicht . . . das ist doch niemals ein echtes Weinrot!“

Der sterbende Mann hatte dann hastig das funkelnde Glas in die abgezehrten, zitternden Finger genommen und versuchte sich mit Hilfe des Dieners, der auch eilig herzugetreten war, noch vollends hochzurücken.

Und die verschlafenen, rabenschwarzen Augen des kranken Mannes gewannen immer mehr Leben. Blinzelten in sich. Gewannen Erinnerungen. Mühten sich. Und der totenblaue, entschlossene Mund redete energisch vor sich hin.

„Jedes Ding ist immer ein Kind zweier Eltern . . . die Schönheit ist eine Tochter der Menschenträume . . . dann aber auch des verfluchten, verführerischen Goldes . . . wieviel auf einen Hafen?“

„Auf einen Hasen soundso viel Dukaten, Herr Direktor!"

„Das ist natürlich viel zu wenig!"

„Da wird das aber ein teurer Spaß, Herr Direktor", versuchte der alte Werkmeister sehr sanft lächelnd hinzuzutun.

„Ein Drittel mindestens mehr!" rief dann der junge Livo so lebhaft, als wenn er ganz gesund wäre. Und bemühte sich immer noch, mit seiner feinen, frauenhaften, zitternden Knochenhand das Rubinglas hoch in die Sonne zu strecken, und es lachend wie ein Weinschmecker einen feurigen Tropfen anzustarren.

Bis der Kranke ganz plötzlich erschlafft dem Beamten das Glas zurückreichte. Und der Werkmeister sich stillschweigend mit dem Diener zusammen entfernte.

*

Schon der alte Livo war Wisser der allerfeinsten Geheimnisse der Glasbereitung gewesen.

Der alte Livo hatte die ganze Glasindustrie recht eigentlich durch seine Erfindungen wieder groß gemacht.

So daß es ein Aufblühen aus der Einsamkeit

der Wälder, aus Wurzelstock und Stein gegeben. Und die diamantreinen Gefäße aus Glas bis Amerika und Indien die Menschen entzückt, und über den Ozean in den stillen Waldwinkel hergelockt hatten.

Und der junge Livo war lange Jahre der Eingeweihte und Vertraute des alten Livo gewesen. Allmählich selber ein Meister der Steine und Feuer, und der heimlichen Kostbarkeiten, der die letzten Praktiken aus eigenster Leidenschaft sicher handhabte.

Jetzt lag der junge Livo in Todesketten dämmernd. Nur manchmal noch vom Strahle der Sonne oder vom Hauche der Nacht, oder auch von einem Glasbereiter geweckt.

Denn außer den Werkleuten und dem Arzte dann und wann durfte dem jungen Livo niemand mehr nahe kommen.

Auch liebende Pflege hielt er brüsk von sich.

Da hatte er wie einen Wahn.

Er träumte sich richtig auf Todesposten im Felde.

Er hatte den Siebziger Krieg mitgemacht.

„Siebzig lagen die ehrwürdigsten Männer und starben an ihren Wunden hin ... und hatten auch keine Kinderfrau!“ sagte er.

Auch sein Diener durfte nicht in der Nähe sein.

Nur sein schrillendes Klingelzeichen ging eiskalt und jäh durch alle Hausräume, Tages oder Nachts.

Ganz wie es dem gebietenden Herrn einfiel, daß er eine flüchtige Handreichung brauchte.

Wenn der junge Livo in seinen Todesketten so hindämmerte, schwebten Erlebnisse nur noch im Geisterreigen vorüber.

*

Der junge Livo hatte Frauenhände. Ebenmäßig und lang und edel. Jetzt fast wie weißes Gebein.

Er hatte einmal alle Kraft und Zauber eines Virtuosen besessen.

Noch vor einem Jahr hatte es ihn aus seinen vornehmen Räumen, in denen ihn die Erinnerungen scheuchten, oft plötzlich hinausgetrieben, wenn die Sturmriesen aus dem Gebirge brachen. Und Hütten und Haus umheulten, gewaltiger wie ein Meer heult.

Noch vor einem Jahr hatte es den jungen Livo noch manchmal in Mitternacht so hinaus, und in die kleine Schenke getrieben, die am Eingange des verlassenen Waldplatzes lag.

Damals noch ein gesunder, sechsunddreißigjähriger, zäher Mann, der immer wie ein schlanker Ordonnanzoffizier eintrat, streng gehalten, und mit energischem Absatzschlage, als hätte er eben erst Wachtdienst im Felde getan.

Dort in der kleinen Schenke hatte er gesessen.

Ganz einsam. In die Sofaecke zurückgelehnt. Das längliche, feine, graubleiche Gesicht mit den pechschwarzen Augen und Haarbesätzen ganz starr. Den feinknochigen, strengen Unterkiefer fest geschlossen. Stumm vor sich hinbrütend. Und nur dann und wann seinen dunklen Schnurrbart zwirbelnd und streichend.

Denn seit dem jähen Tode des alten Livo war auch der junge Livo nur noch heimlich ein vernichteter Mann gewesen.

Damals hatte der junge Livo in der kleinen Schenke mutterseelenallein gesessen bis zum grauen Morgen.

Gesessen, und Glas um Glas stillschweigend hinuntergetrunken.

Wie Menschen sitzen und trinken, die in sich bis zum Grund verzehrt, nicht mehr das Wunder erwarten. Nur mit fanatischem Blicke das Hoffnungslose gespannt anstarren.

In der dürftigen Wirtsstube war dann niemand mehr wach gewesen, als nur der kleine Schicketanz. Der im Schlafe noch Grog um Grog für den jungen Direktor der Hüttenwerke herzugetragen.

Da hatte es niemand mehr gestört, wenn der junge Livo im jachen Aufwallen von Sehnsucht und Zorn und Lebensüberdruß stundenlang aus dem alten Klavier in der Stubenecke die seltsam-

sten Phantasien in dem einsamen Schenkhause geweckt hatte.

Nur daß der alte, behäbige Wirt und die versorgte Wirtin, die in dem Oberstock schliefen, von dieser ruhelosen Leidensmusik unsinnige, wilde Träume bekamen.

Denn jähe, rasende Dinge hatte dann der junge Livo auf dem alten klirrenden Klapperbrette lebendig gemacht.

Märsche, wie sie vor Paris erbrausten, wie er selber als Leutnant der Reserve an der Spitze einer Jägerkolonne bebenden Herzens und aufrecht zum Sturme vormarschiert.

Auch Töne voll Schluchzen und Klagen.

Auch seliges Singen in fremden Paradiesen.

Erhabenes Aufrauschen, und verklärtes Spielen und Jubeln. Beethovenklänge.

Und dann lange, tiefe Stummheit, die den Wirt und die Wirtin endlich ganz aus ihrem Schlafe aufgetrieben, so daß sie horchten, wie wenn sie die Sehnsucht des jungen Livo heimlich jetzt erst recht durch alle Wände des Hauses zittern fühlten.

Heute hatte der junge Livo keine Sehnsucht mehr. Heute hatte er nur noch eine abgrundtiefe, eisige Ruhe im müden Blute.

Er fühlte, daß der Tod sich sicher in seinen Schoß herabsenkte wie ein fallendes Herbstblatt.

Er tändelte gleichgültig mit dem Tode, wie wenn

er ihn flüchtig zärtlich wie einen Buntkäfer in der Hand hielte und ihn bestaunte.

*

In dem hohen Dachgeräume der Hütten innen spann graue Luft. Und um die rauchschwarzen Öfen mit den großen, glühen Feueraugen, deren zwei die Mitte des weiten Arbeitsgehäuses wie Kolosse beiderseits ausfüllten, standen die rauchgeschwärzten Arbeitsmänner, Mann an Mann, in losen Hemden, mit Holzpantinen an den nackten Füßen, ganz stumm versunken, und schoben ihre schlanken Blaserohre in den weißglühenden Ofenbauch, um die schimmernden Glaswunder dann vor sich in die Luft zu hängen.

An den Enden ihrer Blaserohre hingen dann wachsend und zitternd und tanzend lange, sich windende, schillernde, glühe Gebilde. Wie große, fließende, rubinige Kürbisse oder sonst unheimliche Früchte, die wie in noch unerreichter Geburt nach Gestalt im Raume herumsuchten.

Ein Anblick, wie wenn aus rauchgrauem Dunkel im Traume Menschengesichter aufgewachsen, unter Riesenseifenblasen gespannt spielend, und unter Früchten, die heiß erglühen, unsicher und ewig wechselnd in Gestalt und Schein sich dehnen und dehnen, und plötzlich von Händen in feuchte Holzhülsen gezwungen einschrumpfen und zu edlen Ge-

fäßen, zu Becher und Schale und Vase sich verwandeln.

Das war die Zauberküche des jungen Livo.

Hier krachten und brannten, in die Untergründe unter die Weißglutkessel der mächtigen Glasöfen eingefangen, die uralten Wurzelstöcke hundertjähriger Riesen aus den Gebirgswäldern ringsum, gaben die verzehrenden Glutfeuer, die selbst das Kieselgestein der Berge lebendig und beweglich machten und in die flüssige Sonnenspeise umschufen.

Das war die Zauberküche des jungen Livo.

Hier hatte schon der alte Livo, wie man ihn seinerzeit allenthalben genannt hatte, seine Träume aus dem noch ungeschiedenen Chaos der weißglühenden Glutkessel herausgeholt.

Der alte Livo, ein mächtiger Mann. Mit langem, glattrasiertem Gesicht, wie das eines englischen Edelmannes, das nur vor den Ohren einen feinen Strich gepflegten Bartes trug.

Hier hatte schon der alte Livo in seinem verschmutzten, faltigen Arbeitsmantel und mit dem Sammetbarett auf dem großen Schädel gesessen, und hatte die feinsten Edelzusätze in die fließende, weißglühende Glasspeise mit sorglichen Händen und in fiebernder Erwartung hineingeträufelt. Wie ein alter Goldmacher gespannt lauernd. Das Gesicht von der Weißglut des Ofens hochgerötet und

die Grauaugen wie verglast. Und hatte dann auf das Spiel der Schillerfarben dieser wesenlosen Glanzgebilde hingestarrt, die glühend an der Spitze der Rohre sich in die Luft ausweiteten, und wuchsen und vergeblich nach Gestalt tasteten.

Das war die Zauberküche des jungen Livo.

Hier hatte schon der alte Livo seine Phantasien zu Wirklichkeiten erhoben.

Vater und Sohn. Beides Erfinder.

Und Phantasiemenschen sind immer Könige.

Beide herrischer wie der Grundherr selber, dem Vater und Sohn als Direktor dienten.

Aber beide hungrig nach Glanz und Schönheit. Wie der Rabe nach einem Silberstück. Wie der Sterbende nach Leben.

Vater und Sohn dieselbe heiße Begierde. Vielleicht lag darin der ganze Widersinn.

*

Wenn der junge Livo in dem fallenden Herbstlaube saß, deuchte es ihn richtig, daß er der alte Livo wäre.

Er besah das düster rauchende Hüttenreich und wähnte, daß er allein es je und je geschaffen hätte und immer beherrschte.

Und wenn er in der kühlen Herbstnacht die Bergströme lauter rauschen hörte und den Nachtwind mit den Mondstrahlen die Millionen Baumwipfel überhuschen sah, und die weiten Forsten

streicheln mit Geisterfingern, bis hinauf, wo die kahlen Bergkuppen ragten, da horchte er hinaus, als wenn er selber der Geist der Berge wäre, der Steinen und Felsen und Baumwurzeln das Geheimnis der schönen Glasmacherkunst abgelauscht, war ganz ausgefüllt von Erd- und Nachtgefühl. Und wußte nichts mehr davon, daß er in Kissen, noch weniger, daß er in Ketten gebunden lag.

Ketten, Krankheit. Unheilbarkeit. Schwäche. Ohnmacht. Mehr als Schwäche.

Aber die Bilder in seinem Hirn gingen jetzt in der befreienden Sterbensruhe wunderbar auf, breit und golden, wie der Mond hinter den weiten Wellen der Gebirge.

Wenn der junge Livo so in der kühlen Herbstnacht eingehüllt auf seiner eingebauten Veranda saß, den Marderpelz bis ans Kinn gezogen, gebunden, aber befreit noch immer, wie Träumer nun einmal leben, schuf er Wesen wesenlos in die Waldmatten und in Mondglanz und Sterne.

Vater und Sohn, beide waren solche Zaubermänner gewesen.

Tätig vergraben bis zum Selbstvergessen.

Aber auch jach und ungebändigt ihr Leben. Launenreich und einfallsreich wie ein Traum.

Beide waren echte Adepten der irdischen Verklärung. In beiden zitterte dasselbe Schicksal.

*

Wenn der junge Livo so sterbend vor sich in die Luft oder in sich hineinstarrte, lachte er manchmal laut.

Hinter dem Walde tiefer lag das Dorf. In mehrere Kessel ausgedehnt.

Darin saßen außer Waldarbeitern Glasbläser und Glasverzierer. Auch oft sonderbare, drollige Phantasiemenschen, die immer die kleinen Gestalten im Auge hatten, die sie auf die Gläser malten oder schnitten. Porträts von Königen. Wappenzeichen und Jagdidylle.

Darunter war eine ganze Schar Komiker, die immer herzu gemußt, wenn der alte Livo seine Lebensspäße brauchte. Bajazzi und Anbeter. Ein Chor von einfallsreichen Genießern zum Ausbündig- und Lustigsein.

Einen ganzen Hof hatte der alte Livo immer um sich gehabt.

Ein ganzes staunendes Volk in Hütten und Häusern, wenn er in seiner auffälligen Glanzequipage und mit seinen Edelpferden durchs Dorf fuhr. Und es hatte tolle Kostümierungen und ausgelassene Aufzüge gegeben, die vor hohen Besuchen im Herrenhause munter defilierten. Und das ganze Dorf hatte danach auf dem Kiesplatze vor dem Herrenhause sich an den vollen Weinkörben und den Speisen des alten Direktors erlustigt, wenn die Lebenswoge einmal wieder in alle Lüfte gegangen.

Wenn der junge Livo jetzt das vergangene Leben anstarrte, war es, daß ihn das seltsame Vermächtnis des alten, phantastischen Kraftmenschen oft geradezu wie ein Koboldtanz durchrann.

*

Wenn der junge Livo seinen Vater vor sich in der Luft stehen sah, bleich aber leibhaftig wie im Leben, rückte er sich hoch. Ein Stolz wölbte seine Brust. Er nahm Haltung an.

Ganz, als wenn er wie einst im Kriege von Siebenzig vor Paris dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm meldete und vor Seelenfreude heimlich erbebte. Damals, als er am Bullerjan die Feldwache unter sich gehabt und in der Langenweile des Wintertages stundenlang die Regentropfen gezählt, die auf seine Handfläche oder auf seine Nase fielen.

Alles huschte vorbei.

Nichts war aufzuhalten.

Wie eine Nebelgestalt stand dann der alte Livo lange vor ihm.

Man hatte den alten Livo im ganzen Reiche gekannt.

Der mächtige, alte Mann war von breiter Wucht gewesen.

Wo er je im Lande und in den Großstädten auftrat, hatte man ihm immer Platz gemacht. In

den Hotels der Hauptstädte fuhr er vor Fürsten unter die Vorfahrt.

So weit bestaunte man sein Genie und seine Macht.

Mit Grafen und Fürsten lebte er in heiterem Verkehr. Von den tollen Jagden, die in den weiten Forsten um die Glashütten widerhallten, war man in den weiten Speisesaal des alten Livo getreten, schwatzend und lachend. Und der gräfliche Standesherr hatte seinen alten Direktor von rückwärts an den Schultern genommen und hatte ihn vor sich her in dessen eigene, fürstliche Räume hineingeschoben.

Die Tafeln, die aufgereiht standen, waren Wunderwerke aus glitzender, diamantener Glaskunst und Blumen.

Man speiste die köstlichsten Gerichte und leuchtendsten Früchte von echtem, schimmerndem Silber.

Der junge Livo hatte sich mit den erwachsenen Grafensöhnen geduzt, und war immer mitten unter Prunk und Genüssen gewesen.

Noch mehr, wenn der heiße Weinsinn allmählich die tollsten Blüten trieb.

Man war auf umgedrehten Stühlen geritten, Sektgläser in Händen, durch die weiten Säle. Und für seine Liebesidole hatte man die kostbarsten, eben neu ersonnenen Weinkelche an die Seidentapeten geworfen, daß die wie mit Blut begossen waren.

Das waren alles die ausbündigen Launen des alten Livo.

Ein trunkener Bacchantenchor konnte sich nicht rasender tummeln, als solch eine weintolle, macht-tolle Jagdgesellschaft.

Der alte Graf hatte den alten, phantastischen Livo immer leidenschaftlich geliebt.

Der alte Graf lag dann auf dem Gobelinsofa in die Kissen geworfen und fühlte in solcher Laune auch erst die Welt.

Selbst der Pfarrer des Ortes hatte hier das Leben genossen.

Denn der alte Livo hatte immer iñ sich und in anderen alle Phantasiekräfte über die Grenzen ent-fesselt.

Weil er immer das Leben gebraucht hatte, wie es sich in bunten Farben und eitel Golde auf kostbare Prunkbecher zu malen lohnt.

Und der junge Livo war in den taumelnden Prunkfesten immer mitten darunter gewesen. Oben-drein als ein freier Virtuose dem mächtigen Stein-way die perlendsten, jauchzendsten Rhapsodien Liszts entlockend und in die purpurroten Orgien hinein-streuend.

Bis das jache Ende des alten Livo gekom-men war.

Bis das schwindelndste Ästchen plötzlich gebrochen war, auf dem sich der alte Livo immer kühner

den Hotels der Hauptstädte fuhr er vor Fürsten unter die Vorfahrt.

So weit bestaunte man sein Genie und seine Macht.

Mit Grafen und Fürsten lebte er in heiterem Verkehr. Von den tollen Jagden, die in den weiten Forsten um die Glashütten widerhallten, war man in den weiten Speisesaal des alten Livo getreten, schwatzend und lachend. Und der gräfliche Standesherr hatte seinen alten Direktor von rückwärts an den Schultern genommen und hatte ihn vor sich her in dessen eigene, fürstliche Räume hineingeschoben.

Die Tafeln, die aufgereiht standen, waren Wunderwerke aus glitzender, diamantener Glaskunst und Blumen.

Man speiste die köstlichsten Gerichte und leuchtendsten Früchte von echtem, schimmerndem Silber.

Der junge Livo hatte sich mit den erwachsenen Grafensöhnen geduzt, und war immer mitten unter Prunk und Genüssen gewesen.

Noch mehr, wenn der heiße Weinsinn allmählich die tollsten Blüten trieb.

Man war auf umgedrehten Stühlen geritten, Sektgläser in Händen, durch die weiten Säle. Und für seine Liebesidole hatte man die kostbarsten, eben neu ersonnenen Weinkelche an die Seidentapeten geworfen, daß die wie mit Blut begossen waren.

Das waren alles die ausbündigen Launen des alten Livo.

Ein trunkener Bacchantenchor konnte sich nicht rasender tummeln, als solch eine weintolle, machttolle Jagdgesellschaft.

Der alte Graf hatte den alten, phantastischen Livo immer leidenschaftlich geliebt.

Der alte Graf lag dann auf dem Gobelinsofa in die Kissen geworfen und fühlte in solcher Laune auch erst die Welt.

Selbst der Pfarrer des Ortes hatte hier das Leben genossen.

Denn der alte Livo hatte immer in sich und in anderen alle Phantasiekräfte über die Grenzen entfesselt.

Weil er immer das Leben gebraucht hatte, wie es sich in bunten Farben und eitel Golde auf kostbare Prunkbecher zu malen lohnt.

Und der junge Livo war in den taumelnden Prunkfesten immer mitten darunter gewesen. Obendrein als ein freier Virtuose dem mächtigen Steinway die perlendsten, jauchzendsten Rhapsodien Liszts entlockend und in die purpurroten Orgien hineinstreuend.

Bis das jache Ende des alten Livo gekommen war.

Bis das schwindelndste Ästchen plötzlich gebrochen war, auf dem sich der alte Livo immer kühner

und gewissenloser in sein Phantasieleben hineingewagt hatte.

Auch der junge Livo hatte ohne Besinnen mit auf dem schwindelnsten Ästchen gesessen in dem jähen Sturze.

Solche Reigen träumte der junge Livo jetzt, in Rätselgefühlen auf und ab wogend, in seinen Sterbensketten in der einsamen Wäldernacht angeschmiedet.

Niemand durfte ihn stören.

Auch wenn er stundenlang so in Ohnmacht dalag und sich innen und außen nichts mehr rührte.

*

Der junge Livo fühlte schon manchmal den Tod seinen Leib erdig-eisig durchschauern.

Aber er gab kein schrilles Glockenzeichen.

Der Herbst atmete leise in der stillen Mondluft.

Nichts rührte sich in der weiten Nachtrunde.

Der Himmel war tief und sternreich über den Bergen.

Der Kiesplatz vor dem Hause lag ganz silbern.

Drüben durch eine der Hüttenluken sah man ein glühes Auge aus dem Glashafen glänzen. Und wie ein schwarzer Schatten huschte dann und wann der Feuermann vorbei, der die Nachtkontrolle versah.

Der junge Livo hatte schon ewig in Ohnmacht gelegen.

Er träumte nur noch, was früher einmal Leben war.

Und jetzt blickte er neu in ein ganz wunderbar erstrahlendes, diamantenes Bergland.

Die alten Tannen behangen mit schneeweißen Winterlasten.

Kristalle in der Luft, wie von einem unermeßlichen Schleier.

Es mußte ein eisiger, blendender Wintertag sein.

Wie ein helles, schneidendes Lied klang von den Schneematten nieder.

Der junge Livo hatte das schneidende Lied auf der Zunge liegen.

Der alte Graf, dem Wald und Hütten zu eigen waren, ein vornehm-fröhlicher Herr, stand im Jagdanzug mitten auf dem Plane und lachte verworren.

Es begann gleich ziemlich unheimlich zu werden.

Hirsche lagen herum, die in roten Strömen auf den weißen Schnee bluteten.

Und jetzt stieg auch ein blutüberströmtes Gesicht in die Träume des jungen Livo, das alles andere plötzlich verdrängte. Und dessen Blut lebendig sickernd unaufhaltsam über die Totenzüge rann.

Das war der alte Livo.

Ein fünfundsiebenzig Jahre alter, ergrauter, mächtiger Schädel.

Der Erfinder.





Der Phantast.

Der nach Glanz und Schönheit hungerte, wie der Rabe nach einem Silberstück. Wie der Sterbende nach Leben.

Ein hoffgungsloser Schädel, von dem das Blut ununterbrochen herabrieselte.

Die eigene Kugel hatte ihm ein kleines, sicheres Loch in die Stirn gedrückt und seinen Wahn ausgelöscht.

Das Kartenhaus aller seiner Prunkphantasien war plötzlich eingefallen wie eine flüchtige Schneehütte. Wie er eines Tages endlich begriff, daß sein irdischer Reichtum völlig geschwunden war.

In dem jungen, sterbenden Livo schlossen sich die Augenlider jetzt noch fester. Und er sank in noch tieferes Vergessen ein.

*

Endlich kam der Diener.

Es war zu lange still gewesen.

Der legte eine Decke mehr um die Füße seines Herrn, weil gegen den Morgen die Nachtkühle zunahm.

„Nein ... nichts ... nichts!" sagte der junge Livo noch immer mit strenger Kommandostimme.

Aber er war totenfahl. Man sah ihm an, daß ihn der Tod an der Hand hielt.

Wie man ihm zu trinken reichte, sank er unter

den Schlucken noch mehr in sich. Daß man schon dachte, daß es das Sterben wäre.

Man sandte nach dem Arzte.

Der Arzt kam bald. Er trat zu dem Kranken. Und sah die Todesblässe. Und nahm die Hand, die jetzt ganz wesenlos war.

Da erwachte der junge Livo mit herbem Gemurre.

„Da ... wer ... was ... ach ... Sie sind es!"

Und er schlug fremd und groß seine Augen auf und sah den Arzt prüfend an.

„Pah ... mitleidige, lamentable Gesichter!" sagte er nur müde. „Ich hätte mich mögen in alle Winkel verkriechen ... damals ... als mir alle Leute die Geschichte von dem Ikarusfluge der Livos mit flennenden Blicken ins Angesicht schrien!"

„Verehrtester Herr Direktor, Sie dürfen sich heute um keinen Preis damit anstrengen und aufregen!"

„Ach was ... papperlapapp ... aufregen und anstrengen ... das wird mir jetzt sehr viel schaden ... wo ich doch nur noch ganz ungestört in dulci jubilo lebe."

Aber die Kraft ging dem Kranken unter diesen Worten neu aus.

*

Wer weiß, aus welchem Schlupf die Ohnmacht blasen kann, daß die Seele klein wird und ganz auslöscht.

Des jungen Livo Seele war jetzt wieder ausgegangen wie ein Licht im Winde.

Der Arzt machte die Augen weit auf. Auch der Diener war herzugetreten.

Und man versuchte eine Kampferspritze einzuführen.

Aber der junge Livo schlug sie dem Arzte ohne ein Wort aus den Händen.

Er war immer herrisch gewesen.

Niemand wagte jetzt mehr ihn anzurühren.

Er saß da, das gekrampfte Kinn in den Marderpelz vergraben. Die Lider hohl über die Augen gesenkt.

Man stand im Scheine einer kleinen Lampe, die von der Rückwand des weißen Einbaues leuchtete. Der Arzt spannte auf den Atem des Kranken.

Der Diener hatte auf sein Geheiß die Lehne des Stuhles noch mehr gesenkt, so daß der Kranke bequem dalag.

*

In dem jungen Livo gingen von neuem Träume hin.

Kühne Träume. Erfinderträume.

Weil jetzt die Grenzenlosigkeit der Himmel sich noch weiter auftat.

„Mit Hirschen ... mit Hirschen!“ stöhnte jetzt der junge Livo plötzlich ein paarmal.

Aber es kam so stoßweise, als wenn er es eigentlich herausschrie.

Auch der alte Livo war im Leben ein paarmal mit starken, ungebändigten Hirschen gefahren.

Zwanzig Waldarbeiter hatten die beiden jachen Tiere damals unter der tollen Laune der vornehmen Jagdgäste und Forstleute und des Treibervolkes endlich vor den Schlitten des alten Livo gezwungen. Und es hatte ein paar hundert Meter sinnlosverworrener Fahrt in den Lüften gegeben. Bis die zitternden Tiere in ihren Strängen im Schneewalde fest hingen. Und der vornehme Schlitten in Trümmern lag.

Jetzt fuhr der junge Livo offenbar auch mit Hirschen. Aber nicht mehr auf Erden. Auf weichstem Wolkenschnee in die Berge hinein.

Denn der junge Livo hatte sich ein volles Jahr schon verzehrend auf die Heimatberge hinaufgesehnt. Jetzt ging es offenbar mit Hirschen.

„Halali . . . Halali . . . mit Hirschen . . . mit Hirschen!" rief er wieder, mit einer Art verwandelter Geisterstimme die Worte herausstoßend. Und seine Totenzüge nahmen ein beständiges Lächeln an. „Halali . . . Halali . . . mit Hirschen . . . hinauf, hinauf . . . durch die Schneegruben hinauf . . . durch die Schneegruben hinauf . . . immer höher . . . immer höher!"

Kein Zweifel, daß er jetzt nicht mit zweien, daß

er wer weiß mit sechs ungezähmten, mit gewaltigen Gehörnen am Himmel hinjagenden Hirschen in die winterlichen Schneehöhen und über die Abgründe seines Heimatgebirges fuhr.

„Halali . . . Halali . . . mit Hirschen . . . mit Hirschen!" stieß der junge Livo immer wieder heraus, während sein gänzlich abgemagerter Leib von der Erregung zuckte.

*

Das mag wohl des jungen Livo jauchzende Todesfahrt gewesen sein.

Denn von dieser Fahrt ist er nicht mehr zur Lebensbesinnung zurückgekehrt. Er lag noch viele Tage lang, ohne jedes Begehren. Krampfhaft Annäherungen verwehrend. Den Mund hart geschlossen gegen jede Aufdringlichkeit. Und allmählich in den eisernen Zwängen des Atem-Rhythmus eintönig gebunden, bis das Geheimnis ganz aus seinem Leibe ausfuhr.

*

Wie man den jungen Livo auf den Kirchhof in dem einsamen Gebirgsdorfe zu Grabe trug, rief die Glöcke, daß die Herrlichkeit der Livos jetzt ganz aus wäre.

Die Glashütten lagen seit der Zeit verwaist.

Die beiden echten Adepten der schönen Glas-

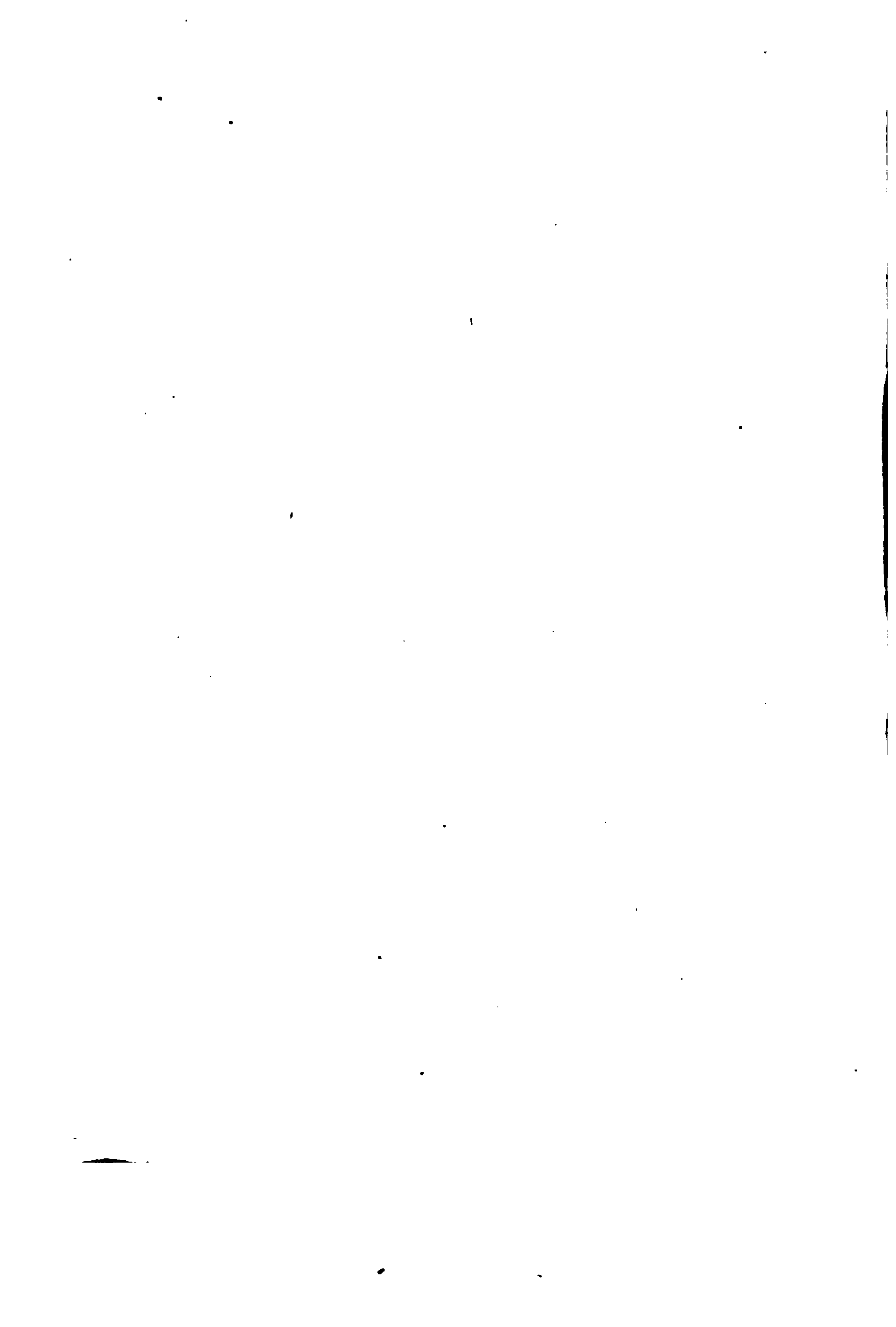
macherkunst, die in Werkstatt und Hütte und Haus jaches, buntes Leben geweckt, waren tot.

Kein kluger Rechensinn vermag je Träume der Schönheit zu schaffen.

Die alten, mächtigen Hüttenwerke rauchten und glühten und schliefen.



Der Höllenfahrer



Als der junge Graf Meinholdt mit seinen vier Goldfüchsen im Wiesengrund eine Schlucht hinauffuhr, saß eine junge, abgemagerte Krähe im Grase, die einen zerschossenen Flügel hatte und sich bemühte, davonzurennen, weil nur noch der eine Flügel hilflos schlagend funktionierte. Und durch die Gedanken des jungen Grafen ging eine wirkliche Trauerempfindung, obwohl der Viererzug mit dem leichten Jagdwagen wie eine Windsbraut klitternd vorüber war. Denn in dem jungen, vornehmen Herrn lebte auch eine Sturmseele. Und der Eindruck eines zerschossenen Flügels hatte flüchtig eine Ahnung herangetragen, als wenn ihn plötzlich ein enger Beichtstuhl einschlösse und neben ihm ein ganz schwarzer Priester als Horcher säße.

Der junge Graf Meinholdt war ein straffer, rothaariger Herr mit einem straffen rothaarigen Schnauzbart. Kaum vierundzwanzig Jahre alt.

Die Leute in den Dörfern der weiten gräflichen Herrschaft nannten ihn alle den Höllenfahrer.

Wie er so mit seinen vier Goldfüchsen auf dem oberen Rande der Schlucht als Silhouette mit Wagen und galoppierenden Pferden verschwand, hatte man wirklich ein Gefühl, wie wenn ein flammender Luzifer aus den dampfenden Morgennebeln mit Vieren zum Frühbesuche ins Himmelslicht führe.

Aber das war nur eine Sinnestäuschung für

die erbärmliche Krähe, die in der Schlucht im Grase zurückblieb. Die Lerchen oben im lichten Blau sahen den kühnen Menschen dann im Sprunge dem Wagen entsteigen, dort, wo ein hoher Eichwald begann. Dort hielten die schäumenden Pferde auf dem Flecke wie festgenagelt. Und der junge rothaarige Mann war mit der Büchse auch schon im Walde verschwunden.

Im alten Schlosse war der junge Graf auch diese Nacht nicht gewesen. Wie jetzt seit einem Jahre nie.

*

Im alten Schlosse, das man in weiter Ferne auf einem Hügel im Sonnenschein aufleuchten sah, residierte der alte Graf Meinholdt. Ein mächtiger Mann. Ein Mann von ganz unnahbarer, überlegener Art. Fast konnte man denken mit einem zerschossenen Flügel. In dem Sinne, daß, wo er auftauchte, nicht nur er selber, auch alles andere streng gebunden schien. Daß sogar der an sich behagliche Hauskaplan und natürlich der junge, brünstige Franziskanermönch, der an Feiertagen und Sonntags sich in den heiligen Zeremonien und Beichten mit dem Hauskaplan in der Schloßkapelle abwechselte, immer nur im Flüstergespräche dem alten Herrn nahten. Ähnlich, wie sie sonst nur gewöhnt waren, bei den heiligen Weihen mit Gott selber zu sprechen.

Es war nicht Härte, was über dem alten Grafen Meinholdt ausgebreitet lag. Wenn schon die Stimme eine Machtstimme war, und der Blick verriet, daß die Augen einen weiten Horizont hinaussahen. Es lag in dem alten Manne nur eine seltsam hohe Würde.

Der struppige, fast ergraute, zugespitzte Vollbart, und die vollen, weißen Bürsten über den stark gedunkelten Grauaugen schienen wie von einem echten Bettelmönch.

Man vergaß sogar die erlesene Vornehmheit der Erscheinung über dem Eindruck der heimlichen Entsagung und über dem unwägbaren Nimbus des Schicksals, das über dem mächtigen Grafen spielte.

Das Schicksal war eines von denen, die einmal begonnen, kein Ende haben, hoffnungslos sind, und den Menschen nie mehr zum Hochflug bereit finden.

Das Schicksal war eins von denen, die im Leben plötzlich ins Blut schlagen wie ein Blitz, die das Blut für immer dunkel färben, es mit einer unstillbaren Sehnsucht anfüllen bis zum Rande. So daß das Leben wachend und schlafend wie ziellos zernagt ist, und von diesem Nagen endlich leer und bewußtlos ermüdet.

*

Das Schloß war ein Fürstenschloß. Vierzig Zimmer standen allein als Gastzimmer leer.

Der alte Herr hatte früher ein Leben voll Laune und Glanz geführt. Noch vor zwanzig Jahren.

Er war damals zuerst, als er seine Laufbahn begann, Diplomat gewesen. Und wie er die schönste, junge Fürstentochter am Hofe unter der persönlichen Teilnahme seines kaiserlichen, sehr gnädigen Herrn geheiratet hatte, hatte der Kaiser selber einen Statthalterposten auf einer der seligsten Inseln in der Monarchie für ihn ausgewählt.

Dort in dem veilchenblauen, weiten, wiegenden Meergewässer hatte das marmorne Regierungsschloß auf Klippen gelegen. Und ein Tag um den andern war es Ehre und Lust und Liebesspiel gewesen, darein die Blumenkaskaden von hohen Steinmauern Duft und Farben, und weichbewegte Palmen und starre Steineichen und hohe Eukalyptusschäfte und Wedel seltsam vertrackte Schatten warfen.

Die Zeit war eine sehr irdische Zeit.

Der alte Herr hatte jetzt vergessen, wie schön die Zeit war. Er verfluchte jetzt die Erinnerung an diese Zeit.

*

Niemand im Schlosse sprach je von der Gräfin. Die Gräfin war wie verschollen. Nichts im Schloß mit den weiten Sälen, darin Prunkmöbel und

köstliche Kronleuchter verhangen waren, erinnerte an sie. Kein Name auf den lauschigen Parkplätzen und in Tempeln und Grotten erinnerte je daran, daß hier eine Herrin aus strahlender Jugend und Freiheit verfügend umgegangen.

Die beiden Komtessen weinten nur manchmal in Zeiten der Schwermut heimlich vor dem Mutterbilde. Und beteten dabei die diamantenen Rosenkränze zu deren Seelenheil.

Und die beiden weißen Nonnen, die ergraut waren, schwiegen ewig. Suchten einander nur verstohlen einen Blick zuzusenden, weil sie mit der Frommheit ihrer Schutzbefohlenen zufrieden waren.

*

Auch der alte Herr hatte den Kaplan immer in seiner Nähe. Und die Büßermönche vom nahen Kloster schritten oft durch Park und Flure.

Der Park, der einst ein Freudengarten gewesen war, mit Heckenlauben und Rosenbüschen wie aus Tausendundeine Nacht, voll blumenbesäter Hänge, die sich mit bunten Menschen im Wasser kristallklar gespiegelt, war jetzt mehr ein Ort der Buße und göttlichen Ergebung.

Die jungen Komtessen waren lieblich wie Rosenranken. Eingeschüchtert und in sich gehalten von den weißen Müttern, die statt der einstigen jungen Herrenfrau plötzlich hatten Mutterdienste verrichten müssen.

Wer weiß, an welchen verlassenen Liebeslauben und smaragdgrünen, weiten Rasenplänen, worauf man in früheren Zeiten Pfänderspiele gespielt und einander im Übermute in Schleppkleidern gehascht hatte, nicht jetzt Bilder der Gottesmutter, Heilandskreuze oder Heiligenfiguren aufgerichtet standen, vor denen dann und wann im Abendscheine die sittsamen Komtessen knieten.

*

Die Wahrheit zu sagen: Die einstige Gräfin Meinholdt, die eines der schönsten und lebenslustigsten Mädchen am Kaiserhofe gewesen war, hatte das überfeinerte Leben im Zwange des Grafen Meinholdt plötzlich satt bekommen. Man weiß nicht, ob der fromme, leidenschaftlich kirchliche Sinn den Grafen schon damals beherrschte, und die junge Gräfin schon bald seinem Einfluß entfremdet hatte.

Jedenfalls war die junge Fürstentochter gar nicht lange, etwa nur fünf Jahre sein Weib gewesen. Und war dann einfach mit einem jungen, stahlharten Manne, einem sehr reichen, aber nicht einmal adligen „Abenteurer", wie man vulgär sagt, durchgegangen.

Die Kinder, die geboren waren, drei an der Zahl, der Sohn und die beiden Töchter, blieben in Vaters Schutze zurück. Die Ehe war bald ge-

schieden. Die einstige Gräfin war im bürgerlichen Nebel gleich völlig untergetaucht. Sie war mit ihrem neuen Manne wer weiß auf welchen kühnen Reisen. Und wenn sie je einmal in die Heimat zurückkehren und selbst ihren Kindern, die jetzt erwachsen waren, begegnen würde, wollte sie braungebrannt sein, rücksichtslos und hart gemacht von vielen Strapazen, überlegen, weil sie ihr Leben dann hundertmal in die Schanze geschlagen, prickelnd belebt, wie sie war für jede Gefahr und jede Lust der Freiheit, auch wenn sie etwas mit Blut und Leben erkaufte.

Es muß auch solche Menschen geben. Wohl uns, wenn es immer wieder solche Abenteurer gibt.

*

Und der junge Graf Meinholdt war seiner Mutter Sohn. Der junge Graf Meinholdt hatte dieselben goldroten Haare, die bei seiner einstigen, jungen Mutter mit Diamanten geschmückt wie vom Haupte der Freia im Glanze der Kaisersäle geschimmert hatten. Der junge Herr war auch immer auf der Flucht vor dem Alten. Er war immer auf der Flucht vor Kreuzen und Heiligen.

Der Hauskaplan trank zwar gelegentlich lachend einen langen Kelch Chartreuse mit ihm und spielte sich auf den Gutfreund aus. Aber der junge Herr war vor allen Heiligen auf der Flucht. Vor allen Mönchen. Und besonders vor dem

Hauskaplan. Auch die Mönche alle gingen um den jungen Herrn, wenn er sich ihnen einmal zufällig zeigte, herum wie schnurrende Kater. Schließlich würde der junge Graf einmal auch der wirkliche Graf der weiten Wald- und Weidegründe sein, und der hohen Schlösser und Burgen des Stammes Meinholdt.

Aber der junge Herr ließ alle frommen Devotionen von sich abgleiten, wie ein Buchenblatt das Wasser. Er ließ niemand derart an sich heran. Er hatte es durchgesetzt, daß er nicht einmal im alten Schloß wohnte. Er hatte vor mehr als Jahresfrist einmal dem alten Grafen sehr bündig erklärt:

„Ich bin mündig . . . ich bin erwachsen . . . ich kann nicht ewig nur Vatersohn sein . . . ich muß auch ein Bereich haben, worin ich mich frei bewegen kann!"

Und dieser fromme, in sich schwermütige Herr hatte das willig eingesehen. Und war niemals auf mißtrauische Gedanken gekommen, was für Gelüste den jungen, strotzigen Mann in die tiefe Einsamkeit seines neuen Waldschlosses trieben.

*

Der junge Graf trieb dort nicht immer nur einen lebendigen Mutterkult. Er war ein äußerst verwegener Mensch in allem. Man sah ihn manch-

mal in rasendstem Ritt mutterseelenallein einen alten Hirsch durch Bruch und Wald und Heide hetzen. Sein und seiner edlen Pferde Leben galt ihm ein flüchtiges Hohngelächter. Rätselhafte Abenteurer waren immer seine Umgebung. Zirkusleute. Mit denen er auf seinen Fuchshetzen die tollkühnsten Jagd- und Reiterstücke ausführte. Nur einmal auf großen Pferderennen konnte man ihn noch unter seinesgleichen sehen. Obwohl er auch da nur ganz obenhin mit den jungen Standesherren und Offizieren verkehrte. Bei den gefährlichsten Rennen sah man ihn im Sattel. Und dann am Abend der Rennen führte er mit den Jockeis und Pferdehändlern in vertraulichstem Umgang ein schrankenloses Leben.

Tief im Forste sein neues Anwesen, einem weiten, behaglichen Landschloß ähnlich, mit sehr reichlicher, peinlich gepflegter Stallung, war rings von einer vier Meter hohen Mauer umgeben.

Die Holzsucher aus den herrschaftlichen Dörfern dachten schon bald, daß es darin nicht geheuer wäre.

Nämlich, manchmal um Mitternacht kamen auch Leiterwagen mit verhaltenem Lärm, brachten Musikantenpack und Gelichter. Auf düsteren Waldwegen mit unheimlichem Fackelschein gingen verstohlene Trosse in das hohe Tor ein, das sich unter geflüsterten Kommandospäßen und verhaltenem Weibergelächter schnell wieder schloß.

Der junge Graf hatte die seltsamsten Duzfreunde. Auch Fiakerkutscher und Kellnermädchen. Tänzerinnen aus dem berühmtesten Nachtlokale der Hauptstadt, aus dem „Ende der Welt“. Coupletsänger. Eine kostümierte Zigeunerkapelle raste in seinen reichen Sälen wie ein jauchzender Sturm mit Geigen und Cymbal auf und nieder. Eine nackte Schlangenathletin wand sich auf seinen kostbaren Teppichen unter taumelndem, kolossalem Gelächter. Und auch ein toller Franziskanerpater schwang hier manchmal heimlich im Tanze seine Kutte.

*

Aber eines Tages war alles anders. Der Lärm war verstummt. Das Waldgehäuse war verlassen.

Im alten Schlosse war ein frohes Ereignis eingekehrt.

Komtesse Helena und Komtesse Monika waren am Arme von jungen, vornehmen Herren noch ein wenig scheu durch den alten Park gewandelt. Sie hatten Heilige und Kreuze an diesem Tage gar nicht beachtet. Und auch der alte Graf lächelte zum erstenmal ganz zärtlich. Denn die beiden Töchter hatten sich mit zwei Brüdern aus hohem Hause, zwei Grafen Birinski, verlobt.

Zum erstenmal wieder war ein froher Ton in das alte Schloß gekommen. Obwohl die Birinskis auch sehr gläubige, fromme Leute waren, ohne

Hauskaplan und Beichtiger nach ihren Jagden und Wettritten und erlesenen Gastereien nicht auskamen. Auch sehr stolz waren, daß die Komtessen, ihre Bräute, mit zauberhafter Anmut die diamantenen Rosenkränze durch die schönen Hände laufen ließen und mit zauberhafter Anmut vor dem Bilde der heiligsten Frau knixten.

An diesem Tage war gleich eine große Festgesellschaft im alten Schlosse. Mönche und Nonnen und der Hauskaplan. Aber auch eine Schar vornehmer Mütter. Und junger Damen, außer Helena und Monika. Allerlei junge Edelleute und sehr heitere Greise. Und alles fragte nach dem jungen Grafen, der gar nicht daran gedacht hatte auch zur Feier zu erscheinen.

Da hatte zuerst die Gräfin Helena einen berittenen Lakaien hinüber ins Waldschloß geschickt. Den der junge Graf, wie er das immer mit Uneingeweihten beliebte, einfach gleich am Tore hatte abfertigen lassen.

Dann hatte Monika einen dringlichen Brief mit einem zweiten Reiter hinübergeschrieben. Und auch der alte Herr hatte noch einmal befohlen, daß der junge Graf ausdrücklich in seinem Namen geholt werden sollte.

Der junge Graf kam nicht.

Die beiden Komtessen belogen schließlich den alten Herrn. Sie behaupteten, der junge Graf

wäre gar nicht daheim gewesen. Er wäre schon den Tag vorher ohne jede Ahnung der Freude in die Hauptstadt gefahren. Und es war auch auf diese Weise möglich gewesen, den Unmut des alten Grafen Meinholdt noch einmal völlig zu verscheuchen.

*

Aber die Erregung des Tages hatte die beiden jungen Birinskis nicht schlafen lassen, daß, wie das Schloß endlich in nächtliche Ruhe sank, sie mit dem Hauskaplan zusammen noch im Parke wandelten. Und daß sie in ihrer Frohheit auf den Gedanken kamen, der Herr Kaplan möchte sie doch zu dem jungen Grafen hinübergeleiten.

Der alte Graf Meinholdt, der noch einmal durch das Glasvestibül seines Schlafzimmers ganz auf den Altan in die Nacht hinausgetreten war und die Rede der jungen Herren unten im Parke unabsichtlich belauscht hatte, gab nun ausdrücklich Befehl, daß man seine beiden neuen Söhne in einem geschlossenen Wagen zum Waldschlosse hinüberführe, weil die Nachtluft kühl wäre, und der Weg an einem Sumpfe vorbeikäme.

*

So waren die beiden Birinski mit dem Hauskaplan zuerst eine Weile im geschlossenen Wagen auf nachtdämmriger Straße und an dem flachen

Sumpfe vorübergefahren. Aber wie sie die hellen Sterne sahen, hatten sie den Wagen aufschlagen lassen, hatten begonnen in den Nachthimmel ihre verliebten Lobpreisungen hinauszusprechen. Und der Kaplan hatte lange nur auf dem Rücksitz des Wagens gesessen mit beständigem Lächeln.

Dann fuhr man tiefer in den Wald hinein. Weich wie auf Moos. Man hörte nur dann und wann einmal die Pferdehufe eisenpinkend aneinanderschlagen.

Eine Eule schrie laut und jämmerlich wie ein kleines Kind. Sie schlüpfte in den Dämmer geräuschlos wie ein Geist. Und es herrschte lange Totenstille. Immer nur Totenstille.

Bis plötzlich ein Fetzen seltsamen Lärms durch die Waldstille flog. Wie vom Winde verworfen und herangeweht. Aber das ruhige Nachtgeflüster in den alten Kronen hatte es gleich verschlungen.

Die Nacht war unsäglich in die Tiefe der Räume geborgen. Wie in einem heiligen Kelche lag die schlummernde Ruhe eingebettet. Und das huschende Pferdegespann erschien Augenblicke lang gar nicht wie aus Erde gewoben, nur wie im Schmetterlingsfluge hinzuschweben.

Da . . . kam der Lärm aus der Hölle doppelt aufscheuchend wieder.

Man wagte gar nicht zu reden. Der Kutscher hatte den frischen Trab der Pferde sofort einge-

halten. Man fuhr im Schritt weiter. Und der Kutscher und der Diener auf dem Bocke lachten vor sich ganz stumm in die Luft.

Die jungen Birinski hatten die Weise sofort erkannt. Auch der Kaplan erkannte sie.

Die jungen Birinski hatten oft im „Ende der Welt" der Zigeunerkapelle Champagner spendiert. Auch das Gejohle der Frauenstimmen kannten sie. Fernes, schrilles Gelächter, das sich in die feierliche Nachtstille immer verwunschener einsenkte.

Die drei im Wagen wagten keinen Laut. Sie saßen gleich wie auf Kohlen. Es begann sie zu peinigen, daß sie überhaupt auf den Gedanken gekommen waren, noch diesen nächtlichen Ausflug zu unternehmen. Und alle begann der Gedanke zu quälen, daß sie ja doch dem alten Grafen würden berichten müssen.

Sie fuhren nur Schritt um Schritt.

Sie wollten schon umkehren. Der eine und der andere Birinski hatte schon eine Geste gemacht, sich abzukehren.

Auch der Kaplan hatte nach dem Rockschoß des Dieners gegriffen.

Da . . . lag die hohe Steinmauer, mächtig wie ein Heiligtum des Herakles vor ihnen. Ein gewaltiges, schweres Eisentor. Im Tiefdunkel.

Nur Lichtgarben des dahinter hell erleuchteten Schlosses schnitten in den Nachtraum des Himmels.

Und Sang und Getöse drang über die Mauern her, wie aus einem großstädtischen, verrufenen Tanzlokal.

„Soll ich die Glocke ziehen?" sagte der Diener unschlüssig, der vom Bocke herabgesprungen war.

Der eine Birinski war in der Aufregung, in die er geriet, schon ebenso schnell vom Wagen gesprungen, und hatte die große Glocke, die am Torpfosten hing, selber gezogen. Die Glocke schlug mit ehernen Schlägen schneidend durch den Lärm. Ein Schicksalsschlag. Allen war ziemlich grausig zumute. Zumal alle Musik wie eine abgebrochene Kaskade staffelweise sofort versiegte.

Es wurde ganz still.

Man hörte eine Weile nur drinnen ein Huschen. Danach die Stille noch tiefer war. Dann merkte man, daß ein Mauerfenster sich ganz behutsam von innen auftat. Es war nichts genau zu erkennen. Nur konnte man wähnen, daß ein Augenpaar in die Waldfinsternis und die kleinen Wagenlichter vor der Mauer herabspähte.

Da klang die Glocke noch ein-, zwei-, drei-, viermal immer lauter und herrischer, weil über den jungen Grafen Birinski jetzt eine richtige Empörung gekommen war. Aber um so tiefer nur begann danach das nächtliche Waldrauschen mit den großen, goldenen Sternen darüber zu summen. Und es war und blieb totenstill.

Auch die Lichtgarben aus dem Waldschloß loschen allmählich ganz aus. So daß man denken konnte, es wäre ein Geisterschloß, das jetzt von der Erde mit einem Zauberzeichen ganz ins Walddunkel eingesunken.

Man stand wie genarrt. Man stand ewig. Man pochte noch immer wieder. Man rief mit harten Stimmen. Alles blieb stumm und eingeschlafen

So daß man sich endlich entschließen mußte, heimzufahren. Völlig ernüchtert und stumm.

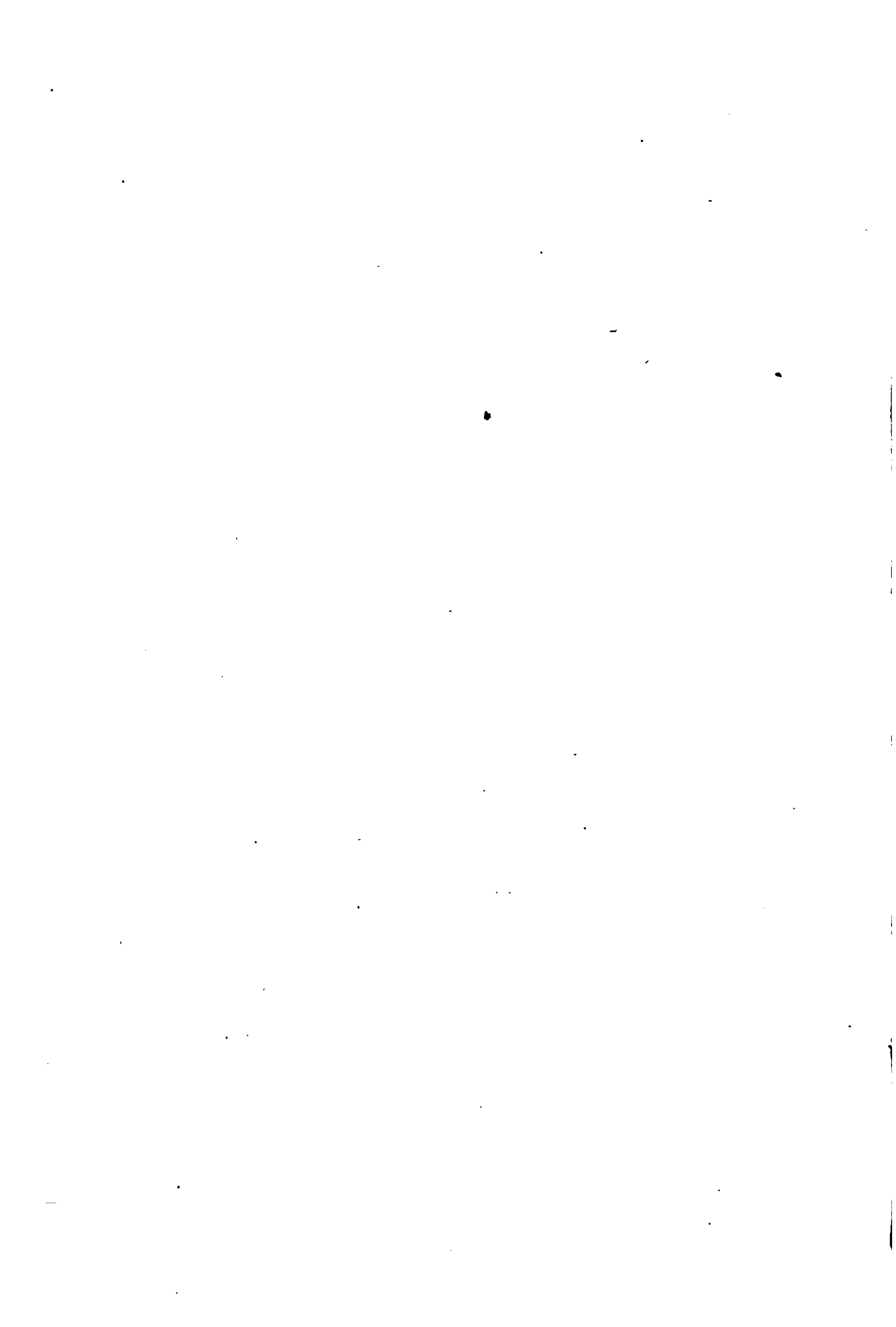
Die jungen Birinski suchten natürlich am andern Morgen die Sache so harmlos wie möglich und wie einen Spaß darzustellen.

Aber wie dann doch der alte Herr selber, mißtrauisch gemacht, mit einem Franziskanerpater zum erstenmal hinüberfuhr, um in der einsamen Junggesellenbehausung des jungen Grafen persönlich zum Rechten zu sehen, war nicht nur der Lärm völlig verstummt. Das Schloß war ganz leer.

*

Der junge Graf Meinholdt war in die Hauptstadt gefahren. Seitdem er wußte, daß sein Geheimnis vor seinem Vater gelüftet war, saß er unter Fiakerkutschern und sonstigem Armutsvolke in wer weiß was für Schenken und Vergnügungslokalen herum. Er hatte sich im Hotel eingemietet.

Später entschloß er sich, weil ihn auch das verkommene Leben gewissermaßen an der Quelle bald langweilte, auch auf besonderen Wunsch des Alten, eine große Jagdreise zu machen, nahm einen Varieté-abenteurer und ein junges, schönes Mädchen aus der Ukraine, die spielte und tanzte und sang, und zwei übermütige Diener mit und lebte eine zeitlang in Kashmir in den höchsten Gebirgen, der Verfolgung des Bären und des königlichen Markhors leidenschaftlich ergeben. Wie er einmal einen alten, weißen Widder mit der gewaltigen Hörnerkrone und den Eisriesenbehängen in eine einsame Firne verfolgt, ist er vermutlich von einer Lawine fortgerissen zu Tale gegangen und verschüttet worden. Er ist von diesem Pirschgange nie mehr zu seinen Begleitern und seinem Zelte zurückgekehrt. Auch wie der alte Graf Meinholdt ein Vermögen verschwendet hatte, der Leiche seines Sohnes irgendwie habhaft zu werden, hat man keinerlei Spuren vom Höllenfahrer mehr auffinden können.



Durchlaucht Fürstin Odinska

In Moskau bei einem Altwarenhändler, wo auch der Zar und die Zarin manchmal kauften, stand eine Dame mit schneeweißen Scheiteln, die in einer erlesenen Troika gekommen war, mit einem sehr auffällig betreßten Diener.

Die Dame hatte einen sehr kindlichen, fast bürgerlichen Verkehrston, obwohl sie ganz ausgesucht in einen Frühlingspelz aus Blaufuchs gehüllt war. Und obwohl sie eine Reihe köstlicher Ringe entblößte, als sie einen Augenblick den einen Handschuh abzog, um einen großen Goldbecher mit Buntmosaiken näher zu prüfen.

Die Dame hatte insofern etwas sehr Gewinnendes, als sie fast wie ein altes, vornehmes Mütterchen wirkte. Ihre sehr zierliche Gestalt hatte dem mächtigen Altwarenhändler, der breit in einer Art Popenmütze dastand, beim Eintreten leicht gebückt und zur Seite genommen geschienen. Und erst im Laufe der vielerlei Wünsche und achtlosen Prüfungen und Einreden, die die vornehme Frau beim Beschauen seiner Kostbarkeiten machte, und wobei sie sich in der Geschichte gewisser Adelsstämme peinlich beschlagen zeigte, merkte der phlegmatische Verkäufer, daß er es trotz der schlohweißen Scheitel mit einer noch sehr jungen Frau zu schaffen hatte.

Die entblößte Hand der vornehmen Frau war fast noch eine unschuldige Mädchenhand. Und der Blick aus den dunkelbraunen Augen hatte

samtene Milde und gab richtig eine kleine Verwirrung in dem vor ihr stehenden, schwerfälligen Juwelenhändler, weil darin eine lustige Unschuld sprach, mehr noch ein listiges, launiges Spiel mit den Dingen.

An dem Morgen hatte die Dame den großen, mit bunten Mosaiken verzierten Goldbecher erstanden. Sie hatte sich mit dem herzgewinnendsten Lächeln selber überzeugen können, daß er einem Gliede ihres Stammes einst in einem Türkenkriege vor Jahrhunderten vom Kaiser persönlich als Preis der Tapferkeit geschenkt worden war.

Als sie ihrem Diener den Befehl gab, die reichlichen Tausende an den Altwarenhändler zu bezahlen, verneigte sich der Verkäufer tief und küßte „Durchlaucht" den Saum ihrer kostbaren Seidenspitzen, die unter dem Blaufuchspelze heraussahen.

Die Dame mit den schneeweißen Scheiteln war in der Tat „Durchlaucht". Sie war die Fürstin Odinska, die augenblicklich nach Moskau gekommen war, weil sie jetzt nur eine Leidenschaft hatte, in ihrem Palais in Baden-Baden allerhand geschichtliche Erinnerungen des fürstlichen Stammes zusammenzubringen, dessen Namen und Ehren sie trug.

Der Fürst Odinski war tot.

Der Fürst war mit fünfundsiebenzig Jahren gestorben. Gebrechlich nicht nur wie ein Greis. Gebrechlich wie ein entnervter Charakter. Man

hatte ihn reichlich sechs Jahre noch in einem bequemen Krankenwagen im Parke gefahren, die ganze Zeit fast, die die Fürstin Odinska mit ihm ehelich verbunden war. Die Fürstin trug etwa jetzt zehn Jahre den prunkenden, weithin Glanz auf ihren Weg breitenden, durchlauchtigen Namen.

*

Übrigens war das eine rührende Geschichte.

Die alte Mama der Fürstin, die eigentlich die Besitzerin des schönen Palais in Baden-Baden gewesen war, und die den wenig fürstlichen Namen Lunte trug, aber ein fürstliches Vermögen besaß, das ihr Mann, der Vater der Fürstin, in den Kolonien zusammengebracht hatte, war kurz vor der Ehe ihrer einzigen Tochter mit dem Fürsten Odinski gestorben. Und von diesem Momente an hatte es keine Schranke mehr gegeben, die die junge Taleke Lunte hätte von der Erfüllung ihres letzten Lebenstraumes abhalten können.

Man muß nämlich wissen, daß Taleke Lunte, die einzige Tochter von Frau Lunte, nichts so sehr verachtete als alles Natürliche. Sie war als Mädchen an sich eine reizende, kleine, kluge, aber ebenso alberne Person gewesen. Fünfzehn, sechzehn Jahre alt, staffierte sie sich nnd benahm sich eigentlich so recht wie ein frecher Junge.

Das hatte den sehr einfachen Grund, daß sie

sich über nichts mehr heimlich ängstigen konnte, als daß die zarten Reize ihres schlanken, jungfräulichen Leibes zu wachsen begannen. Und daß sie, was weder die sorgliche Mama, noch die Gouvernante je ahnten, mit allen Mitteln von Entsagungen und verborgenen Kasteiungen gegen das Hervorbrechen ihres Mädchentums ankämpfte.

Damals schon sagte sie mit einer kindlich ausgelassenen Offenheit oder auch Schamlosigkeit allen, die es gerade hören wollten, den jungen Reiteroffizieren oder den reichen Fabrikantensöhnen, die um ihretwillen zahlreich ins Haus der Mutter kamen, daß sie nur zwei tiefe Abneigungen hätte: nämlich die, ein Weib zu sein und einen Mann zu haben. Und daß ihr Blut nur für zwei Dinge geradezu in Enthusiasmus geriete: nämlich für die Kunst und für den intimen Umgang mit dem Hochadel.

Damals malte sie. Sie malte tolle Spottgeburten. Sie malte von den Modellen die dicksten Landweiber und konnte sich dann darüber halbtot lachen. Und irgend obszöne Phantasien waren ihr gar nicht unangenehm.

Deshalb war auch der Gesellschaftskreis, den Frau Lunte um sich versammelte, mit Künstlern reichlich gesegnet, die Taleke neckerisch wie ihresgleichen behandelten und sich ihre Schnurren, weil sie damals noch alle ihre leisesten Überzeugungen als Schnurren gab, mit aller Pfiffigkeit anhörten.

Um so mehr war es damals allen jungen Männern unbegreiflich gewesen, daß die magere, amazonenhafte, spielerische Taleke ganz plötzlich mit noch nicht siebzehn Jahren eine Frau Hudewinkel geworden war.

Wie es der junge, reiche Hudewinkel, der allerdings den Vorzug besaß, einen fürstlichen Sitz an den Ufern des Rheines neben großen Fabrikgeländen sein Eigen zu nennen, und der dabei ein reizend gebildeter, der Mama Lunte sehr angenehmer, phlegmatischer, blonder junger Herr war: wie es der junge Hudewinkel vermocht hatte, Talekes tiefste Abneigung zu besiegen, die Amazone zum Weibe, das Weib zur Mutter zu machen, das war eben eines der Launenspiele in diesem sonderbaren Menschen Taleke.

Vielleicht war es die Neugierde ihres weiblichen Sinnes. Manche Maler behaupteten es. Einer der Freunde hatte zum anderen gesagt: „Die wäre niemals ruhig gewesen, ehe sie nicht erst alle Geheimnisse wüßte!“

Andere meinten, daß es eine richtige Sinnesänderung wäre. Daß das Blut in ihr doch schließlich stärker gewesen wäre als alle Meinung. Wieder andere meinten, daß die aufdringliche Hut der Mutter und die ewige Bewachung Taleke lästig gewesen, und sie deshalb mit der Ehe die größere Freiheit zum Leben hätte erkaufen wollen.

Vieles mag da in Taleke durcheinander gewirrt gewesen sein. Vielleicht war es für kurze Augenblicke wirklich eine Welle heißen Blutes. Und die kühne, etwas herrische, entschlossene Mannesart des jungen Hudewinkel, der auf alle Frauen, sogar auf Männer einen tiefen Eindruck gesunder, sicherer Sympathie machte. Vielleicht wirklich die Welle heißen Blutes, darin für jeden Menschen noch immer alle Geheimnisse seines Schicksals schlafen und manchmal ganz unversehens jach über alle Ufer brechen.

Denn eine kurze Zeit hatte sich Taleke auch ganz wie eine eingeschüchterte Braut benommen.

Aber die Sache begann für Herrn Hudewinkel schon durchaus nicht mehr ein großes Vergnügen zu sein, wie das liebliche Kind, das an dunklen Reizen Taleke glich, aus deren Blute gekommen war.

Da fing plötzlich noch ärger an die alberne Verachtung gegen ihr Weibtum ins Kraut zu wachsen. Denn alle Schicksalsschwankungen vollzogen sich in Taleke wie in einem jähen, ungezogenen und durchaus nicht zur Vernunft zu bringenden Kinde.

Babys hatte Taleke immer nur mit einem ganz verächtlichen Hohnlachen betrachten können. Nicht betrachten. Sie war geflohen, wenn man ihr damit je hatte kommen wollen. Schon der weichlich süßliche Milchgeruch hatte ihr einen Ekel gemacht.

„Geht mir mit solchen Odeuren! . . . ich werde ganz schwach davon!“

Vielleicht war es eine Art eingeborener Widerwille.

Aber wenn jetzt Herr Hudewinkel, der ein richtiger Kindernarr war, in den hohen, kühlen Gewölben mit den Bogenfenstern hinunter nach dem Rhein, sein Kind in den Armen hin und her trug, empfand sie ihn so unsagbar läppisch, daß sie nicht genug Worte finden konnte, ihn richtig zu kränken.

„Für einen erwachsenen, ernsten Mann ein solches Getatsche!“ sagte sie richtig erbittert.

Da gab es natürlich Kämpfe. Zumal Taleke mit keiner Macht der Welt dazu wäre zu bringen gewesen, ihre reich gefüllten Brüste dem Kindermunde nahezuführen.

„Pfui . . . nein . . .“, rief sie ganz empört dem Arzte zu. „Da würde mir immer meines Papas Jagdhündin einfallen, die braunfleckige Diana, an der die neugeborenen Würmer wie Blutegel hingen . . . nein . . . pfui . . . ich würde mich vor mir selber grausen!“

Dabei war es noch ein seltsamer Widerspruch der Natur: Taleke war schon vor der Geburt des Kindes die Zeit ganz weich und mütterlich geworden.

Sogar der Sprechton ihrer Stimme, der in ihrer Mädchenzeit eine burschikose Härte und Unharmonie verriet, hatte sich sanft verschleiert. Und

ihr Auge hatte einen tiefen, warmen Mutterblick angenommen. Ihr Auge, das vorher einen stechenden Schein geben konnte, war in dieser Zeit samten und heilig geworden, so daß der junge Herr Hudewinkel Taleke nur noch leidenschaftlicher ansah.

Wer kann für diese Widersprüche?

Frau Taleke sah so innig weiblich aus, diese Kindbettwochen, offenbar ganz wider ihren Willen. Denn im Grunde genommen hatte sie schon die ersten Schreie ihres Kindes nicht ertragen können. Und Herr Hudewinkel hatte alle liebenden Überredungskünste nur ein paar Tage mit Erfolg anwenden können, solange die Mutter noch von der Geburt ernstlich schwach und teilnahmsloser war, damit das Kleine überhaupt zuerst eine Weile noch in der Mutter Nähe hatte bleiben können.

Aber dann, wie Taleke nach dem Wochenbett wieder völlig zu ihrer Überzeugung durchfand, fing sie sehr bald an, ihren Mann als Kindervater einfach zu verachten. Sich aus der ganzen Kinderaffäre einigermaßen, wie sie sagte, mit Anstand herauszuziehen. War froh, wenn das Geschrei und Getue mit Schwenken und Stillen der dicken Bauersperson übertragen war, „die Gott für solche animalischen Geschäfte vorgesehen", und verlangte, daß diese Störungen sich möglichst im entferntesten Winkel ihrer vornehmen Behausung zutrugen.

Sie, die kleine, richtig ein wenig von dem durchgemachten Muttererereignis verlegen gewordene junge Dame, begann sehr bald wieder schlank und pikiert auszusehen, hatte jetzt nach einem Lorgnon gegriffen, das ihre leichte Verstörtheit ein wenig maskierte. Und saß nur wieder in ihrem Arbeitsraum, um die Dinge zu malen, wobei sie einem nicht so unappetitlich nahekämen. Und in dieser Zeit erklärte sie es auch Herrn Hudewinkel ohne Umschweife ins Gesicht, daß sie sich auf solche grausige und blutige Geschichten in ihrem ganzen Leben keinesfalls wieder einlassen würde.

In Taleke war alles ziemlich außer Rand und Band.

„Genug Erfahrung!“ konnte sie mit aller Weichheit ihres Mutterblickes sagen. Und sie sah mit ihren achtzehn Jahren so lieblich aus, daß Herr Hudewinkel oft weinte. Heimlich. Aber es war gesagt, wie es gemeint war. Es stand jetzt plötzlich felsenfest:

„Ich habe es immer gesagt . . . ich hasse nichts mehr, als daß ich ein Weib bin . . . und sogar eine Mannesannäherung erduldet habe . . . gewiß . . . ich habe mich für Augenblicke unbegreiflicherweise vergessen . . . es ist mir teuer genug zu stehen gekommen . . . aber jetzt bin ich klar . . . ich liebe nur zwei Dinge in der Welt . . . ich liebe die Kunst . . . weiß Gott . . . ich könnte

mich halbtot lachen ... daß ich jetzt eine Frau Hudewinkel bin!"

Dabei konnte sie sogar mit einem seltsam changierenden Blick sanft und albern und kindlich lachen, als wenn sie sich von Herzen bemitleidete. Aber keine Macht der Welt hätte ihr diese Meinung je wieder entreißen können. Sie hatte auch damals gleich angeordnet, in einem ganz einsamen Zimmer im Schlosse zu schlafen, weil sie jetzt der Gedanke an eines fremden Mannes schlafende Atemzüge einfach wie ein Gespenst schreckte. Und sie schloß sich ein und lebte wie als Mädchen.

Das war mit achtzehn Jahren.

Man begreift, wie Herr Hudewinkel sehr bald nicht mehr ihr Mann, und Frau Taleke Hudewinkel sehr bald wieder eine Frau Taleke Lunte war.

*

Frau Taleke wohnte dann wieder in dem Palais der alten, reichen Frau Lunte in Baden-Baden.

Die alte Frau Lunte hatte in der Zeit der Zerwürfnisse viel geweint. Aber die zahlreichen Pflichten der großen Gesellschaft hielten das Haus in Atem und sorgten, daß sich das Rad vornehmen, üppigen, geselligen Lebens bald wieder wie früher drehte.

Frau Taleke erschien jetzt in der Mutter Gesellschaften mit weißen Haaren. Sie wünschte die Zeiten jugendlicher Verirrung vergessen zu machen.

Ein weißes Haar, das die Kammerjungfer morgens bei der Toilette zufällig entdeckt hatte, hatte Taleke diese Idee eingegeben. Es gehört das auch zu ihrem seltsamen Gelüste, der Natur im Menschen den Krieg zu machen.

Außerdem malte Taleke jetzt eifriger. Und vor allem war sie äußerst beflissen, das Luntesche Palais zu einem wirklichen Sammelpunkt erlesener Geister und erlauchter Namen zu erheben.

*

Taleke war zwanzig Jahre alt, als sie so in den Salons ihrer Mutter auch den alten, würdigen, sehr geistreichen, sehr verlebten Fürsten Odinski kennen lernte.

Man wußte, daß der Herr Fürst in Schwierigkeiten lebte, wenigstens erzählte man sich, daß seine Güter in Verfall wären. Und man sah es auch, daß er ohne Aufwand auftrat oder mindestens nicht mehr wie ein Verschwender.

Aber es war richtig ein kindlicher Zug in Taleke. Der Fürst gefiel ihr. Gleich nach dem ersten Abend der Bekanntschaft hatte sie im Scherze zu ihrer Kammerzofe gesagt, daß der erlauchte Herr zu ihren weißen Haaren sehr gut paßte. Dem alten Fürsten gegenüber konnte sie ganz weich und eingeschüchtert erscheinen. Das Ruinenhafte machte ihr einen sichtlichen Eindruck. Das Verfallene verband sich in ihr mit der Vorstellung an alte

Ritterschlösser. Es dünkte ihr, daß zum Hochadel derartige Zeichen urstämmiger, tiefer Vergangenheit gehörten. Und seitdem sie erfahren hatte, daß der alte, gebrechliche, herrische Fürst, der aber damals noch aufrecht ging, in der Welt sehr allein stände, bevorzugte sie ihn, bat sich bei den Diners stets den Platz an der Tafel neben ihm aus, und man hörte es ihrem frohen Gelächter an, daß sie beglückt war, wenn der Fürst seine charmanten Erzählungen mit gewandten Pointen vor ihr zum besten gab.

Taleke war in dieser Zeit wirklich wie umgewandelt. Glückselig und immer weich erheitert. Und wie es der Zufall gefügt, daß die alte Frau Lunte plötzlich und ganz unerwartet gestorben war, hatte sie mit ruhiger Berechnung sofort alle Fäden so gezogen, daß sie des Fürsten Frau werden konnte.

Taleke hatte den ganzen Handel brieflich abgemacht.

Unendlich bewegt, wirklich wie eine liebliche, weißhaarige Braut stand sie auf den Stufen ihres noch mit Trauerzeichen geschmückten Treppenhauses, als sie den alten Fürsten zum ersten Male bei sich als Bräutigam empfing und begrüßte. Dann wurde in Paris eine stille Hochzeit gefeiert. Und Taleke fühlte sich bald Durchlaucht gegenüber völlig als eine anmutig ergebene Frau. Und wenn etwas

im Leben Talekes mit ihrer sprunghaften Launenhaftigkeit und ihren widersinnigen Ideen versöhnen könnte, so müßte es die Hingebung und die dienende Pflegsamkeit sein, die Taleke für den alten Fürsten bis zu dessen Ende zur Schau trug.

Taleke führte wirklich ohne jede Berührung mit dem Fürsten eine zärtliche Ehe.

Sie hatte es mit wahrem Entzücken verstanden, seine Geldschwierigkeiten zu heben. Hatte bald gesorgt, daß seine Stammgüter wieder in Ordnung gerieten. Auch daß der alte Fürst noch ein Jahr in Paris seinen alten, fürstlichen Launen leben konnte.

Und wie man ihn dann körperlich gelähmt in das Palais Talekes nach Baden-Baden zurückgebracht, hat sie den Alten noch sechs Jahre lang mit der opfersinnigsten Ergebenheit gepflegt, ehe der verfallene Grandseigneur zu seinen erlauchten Ahnen versammelt worden war.

*

Durchlaucht Fürstin Odinska war jetzt dreißig Jahre alt. Sie hatte nur noch eine Leidenschaft. Sie stand auf allen großen Auktionen, in Paris oder Berlin, in Petersburg oder Moskau, und kaufte Kostbarkeiten, die auf ihren alten fürstlichen Adelsstamm irgend einen Bezug hatten. Oder die auf die geschichtlichen Schicksale der Fürsten Odinski

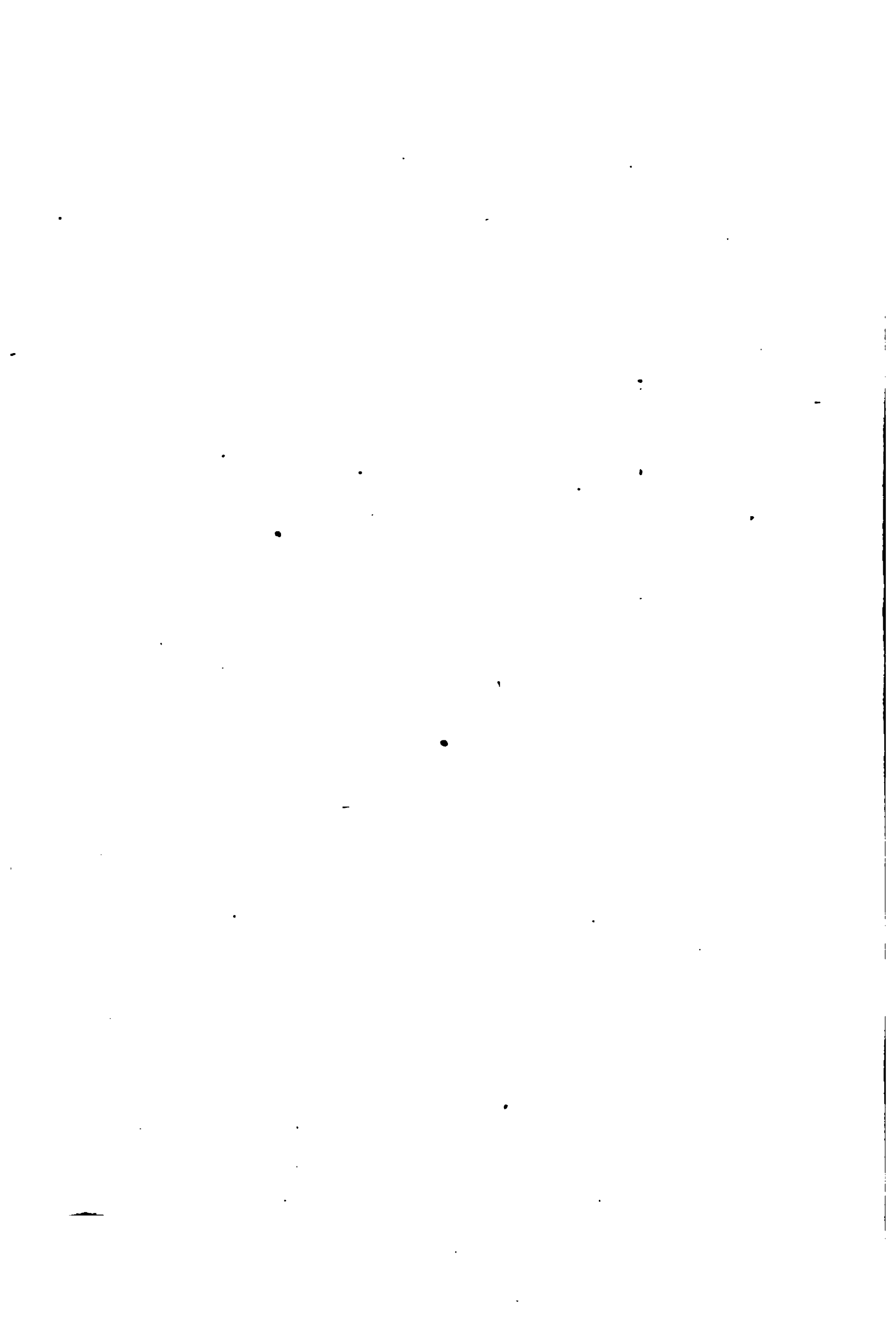


irgendein Licht werfen konnten. Und wenn sie in ihrer weißhaarigen Matronenwürde im Coupé erster Klasse saß, erzählte sie jedem Mitfahrenden, dem sie mit ihrem kindlich heiteren Wesen arglos nahte, sehr bald von dem hochadeligen Stamme derer von Odinski. Und wenn die beiden Diener, die sie immer mit sich hatte, oder ihre Kammerfrau im Coupé nach ihr sorglich sahen und sie Durchlaucht nannten, sah sie so gnädig lächelnd drein wie ein guter Engel, und auch wie eine fürstliche Ahne. Man fühlte ihr an, daß sie überall den heimlichen Genuß der Würde mit sich trug, die der alte Fürst Odinski ihr hinterlassen. Und niemand hätte zu sagen gewußt, daß in der kleinen, erlesenen, pretiösen Frau im kostbaren Blaufuchs-Frühjahrsmantel die einstige kleine, alberne Taleke Lunte, nachmalige Frau Hudewinkel verborgen war.

Eben hatte Durchlaucht Moskau in der größten Hast wieder verlassen, um eilig nach London zu fahren, wo sie ein goldenes Bett eines Lord Yester zu kaufen hoffte, weil sie festgestellt hatte, daß die Yesters mit den Odinskis von der weiblichen Seite aus verwandt wären. Und wie sie von dieser Absicht und dieser Verwandtschaft dem alten russischen Fabrikanten erzählte, der im Coupé lange stumm vor ihr gesessen, weinte sie sanft unter Lächeln, weil sie gleichzeitig mit erzählte, daß diese Lady Yester, geborene Odinska, auf tollem Jagd-

ritte schon mit einundzwanzig Jahren durch einen Sturz mit dem Edelpferde zu Tode gekommen war. Fast konnte es scheinen, als wenn Durchlaucht Taleke, Fürstin Odinska, jetzt sogar schon in dem Wahne lebte, daß sie die Älteste ihres Geschlechtes wäre, was ihr der alte, würdige, reiche Bürgerherr gerne glaubte. Er war ganz ergriffen von der lieblichen Würde ihres Alters und ihrem kindlichen Tone und ihrem großen Schmerze.

Der Bäcker Einhorn



Der Bäcker Einhorn war unter seinen Mitschülern immer der meistbewunderte Mann gewesen. In der Zeit, wie er noch im Dorfe in die Schule ging. Und daß er je ins Dorf zurückkehren würde, als er Schule und Lehre verlassen, hätte damals niemand geglaubt.

Denn einmal hatte er immer wie lustige Pfeifmelodien im Kopfe und auf den zugespitzten Lippen, und konnte bis zum vierzehnten Jahre, wenn er nur einigermaßen von Erwachsenen unbeobachtet war, nicht anders wie mit hüpfenden Schritten und lachenden Tanzgebärden vorwärtskommen. Und schon das allein gab ein solches Gefühl beweglichen Sinnes, daß jeder Mensch, der ihn kannte, immer denken mußte, Einhorn würde sicher einmal über alle Berge und in alle Lüfte gehen.

Dann aber, weil Einhorn den Kopf mit seinen braunen Seidenhaaren immer voller Flausen hatte und heute das und morgen jenes Luftschloß in die Ohren seiner Mitschüler hineinkalkulierte. Unglaubliche Phantasien hatte, weil er auch heimlich allerlei las. Einmal sogar behauptete, er würde sich unter das Türkenjoch begeben und als Befehlshaber der Scharwache die diamantenen Kronschätze des Sultans stehlen.

Aber diese Art Verstiegenheiten sind an sich nicht so wichtig. Wichtig ist nur, daß er schon als Knabe neben dem „öffentlichen" Leben, das er mit

Händen und Füßen und mit Blicken und mit allerhand lustigen und pfiffigen Narrheiten lebte, wobei er für keine noch so gewichtige Person im Dorfe recht zu greifen war, ein eigenes Reich hatte; nicht bloß ohne Augen unter Tische und Stühle sah, auch das Gras wachsen, die Hühnchen aus den Eiern allenthalben ausschlüpfen hörte, und die Gedanken in den Köpfen nicht bloß des Lehrers und des Dorfpolizisten, auch des Pastors auf der Kanzel und der Bäuerin, die im Kirchstuhl saß, wie kleine Männchen leibhaftig spazieren sah.

Denn das war schon als Junge sein unbestreitbares Genie gewesen.

Für Einhorn gab es feine Fäden durch die Luft gezogen, an denen die Menschen und Dinge zusammenhingen. Und es war immer seine Lust gewesen, an diesen Netzen launig herumzuziehen und herumzuwackeln, wenn sie ihn zu sehr an Nase und Mund kitzelten.

Manchmal konnte man es von ihm hören, wie sehr solche für profane Sinne unsichtbare Verbindungen ihn zum Spiele mit aller Welt herausforderten.

Aber freilich, damals war er ein Junge. Und alles hatte noch mehr den Anstrich des neckischen Spieles. Etwa, wie wenn sich ein Pfifferling einredet, daß er mit den Heinzelmännchen Umgang pflegt, und daß er mit den Unterirdischen an der

Tauftafel sitzt, während er nur in seinem modrigen Gartenversteck heimlich einen beim Nachbar gestohlenen Apfel verzehrt.

Aber jetzt war Einhorn plötzlich mit siebenundzwanzig Jahren wieder ins Dorf gekommen. Und jetzt begann die Sache ein anderes Gesicht zu zeigen.

Er hatte gleich seine Anhänger.

Die Geschichte war in mehr als einer Hinsicht auffallend.

Einhorn kam offenbar von sehr weit her. War sehr weltmännisch. Brachte viel Geld mit. Er war sogleich in der Lage, eine altbewährte Dorfbäckerei für sich zu kaufen.

Er war der Sohn einer Maurerswitwe gewesen. Aber seine alte Mutter, der seine Sendungen aus der Ferne noch ein sorgenloses Alter geschaffen, war unterdessen gestorben. Offenbar hatte sich sein Hang in die weite Welt hinaus schon sehr bald reichlich bezahlt gemacht.

Wie er dem Dorfvorsteher erzählte, und zwar weder mit Pfeifen noch mit Tanzen wie früher, sondern mit viel Ernst und Ehrsamkeit in seinem braungebrannten, braunbärtigen, aber schmächtigen und verhärmten Gesicht, mußte man an dem Bäcker Einhorn seine Verwunderung haben.

Er hatte sich, wie er sagte, gleich nach der Gestellung, weil man ihn als Soldat nicht hatte brauchen wollen, bis nach dem Kaplande durchgeschlagen.



Und er lachte bei seiner freien, heiteren Rede mit seinen großen, braunen, ausdrucksvollen Augen, ganz, als wäre er des Vorstehers gleichen. So daß auch der Vorsteher sein aufquellendes Wohlwollen gar nicht unterdrücken konnte.

„Ein solcher wie Sie, Einhorn, kommt schon durch die Welt!“ sagte der Vorsteher, indem er Einhorn dabei sehr zutraulich von oben bis unten betrachtete. „Wenn er nun gar noch alles Heimliche zwischen Menschen und Welt ausspüren kann, wie Sie früher immer das Spiel trieben!“

Das sagte der Vorsteher nämlich, weil ihn der durchdringende Blick Einhorns bei seiner Rede überrumpelt und ihm die Erinnerung an den übermütig phantastischen Jungen ganz plötzlich auf die Lippen getrieben.

Und der Bäcker Einhorn begann jetzt im Dorfe auch wirklich wieder ein Leben voll Doppelsinn.

Er hatte bald seine Anhänger.

Er behauptete nämlich nun bestimmter und in klare Worte gefaßt, daß die Welt eigentlich erst reizvoll und lockend würde, wo die Geheimkräfte begönnen. Und daß die Menschen danach trachten müßten, die unsichtbaren Fäden der Dinge zu greifen.

Er selber sähe und hörte natürlich auch die gewöhnliche Welt und den bekannten Lärm. Und verstünde auch die bekannten Allerweltsworte. Er könnte jetzt sogar obendrein noch Englisch und

Portugiesisch reden. Und er wüßte wie gesagt selbstverständlich auch eine Semmel von einem Schwarzbrot und einen Dorfpolizisten von einem Dorfpastor zu unterscheiden.

Aber das wären alles nur grobe Kniffe. Das könnte auch ein Hund oder ein Esel.

Es käme darauf an, die menschlichen Gedanken leibhaftig zu sehen wie kleine Rauch- oder Nebelgestalten. Auch die Seelen der Sterne und Steine in sich greifbar zu spüren.

Denn darüber könnte gar kein Zweifel sein, daß selbst die Steine eine Seele hätten. Sonst würde der Mensch nicht immerfort zum Beispiel Salz durch Essen in seine Seele verwandeln können.

Aber vor allem behauptete er, es zu wissen und es genau und entscheidend tausendmal erfahren zu haben, daß alle Gedanken, auch wenn sie die Menschen nicht aussprächen, beständig aus ihnen wie kleine Wesen in die Luft und den Raum ausgingen und frei fortzögen, so daß man sich nur daran gewöhnen und sehr scharf aufpassen müßte, dann könnte man das Geheimste in der größten Ferne erfahren.

Und dazu erzählte er nun als Beispiel die Tatsache seiner Heimkehr.

Er sagte, daß er auf einer Krokodiljagd in Afrika irgendwo tiefer im Lande gewesen wäre, das einzige Mal, wo ihm durch einen Zufall dazu eine Gelegenheit geworden war. Nämlich damals



war er Werkmeister in einer Bäckerei in einer Hafenstadt im Süden gewesen. Und weil ihn sein Herr wegen seiner sonderbaren Weisheiten geliebt hätte, sich sogar ein wenig an ihn angeklammert, hätte er ihn zum Besuche bei befreundeten Landsleuten auf eine Farm im Innern mit sich genommen.

Dort wäre es gewesen. Dort hätte er bei Nacht ein ganz klares Gesicht gehabt. Sie hätten, die drei Jäger zusammen, in einer Holzhütte zur Nacht tief geschlafen. Und das Gesicht hätte ihn sogleich völlig wach gemacht. Mit offenen Augen hätte er dagelegen und hätte völlig leibhaftig sein Heimatdorf im Sonnenlichte vor sich liegen gesehen. Alles haarscharf. Und die alten Stufen der Schälbäckerei nieder hätte sich ein langer Leichenzug auf die Dorfstraße bewegt, der den alten Bäcker Schäl als Toten mit feierlicher, dumpfer Grabemusik langsam auf den ihm wohlbekannten, evangelischen Dorfkirchhof getragen. Und er hätte sich gleich in dieser Nacht fest entschlossen, ohne auch nur irgend jemand noch um die Wahrheit dieser Tatsache zu fragen, heimzufahren, um die wohlgeachtete Bäckerei für sich zu erwerben.

„Bitte!" schloß Einhorn diese Erzählung, „hier sitze ich als Nachfolger dieses Toten, der damals in einem ganzen leibhaftigen Geisterzuge in der Wüste Kalahari tief im südlichsten Afrika an mir vorbeischwebte."

Man kann sich denken, daß alle Menschen, die ihm zuhörten, große Augen machten und etwas Unheimliches empfanden. Um so mehr, je deutlicher er die Sache beschrieb, und je bestimmter er versicherte, daß er nicht bloß den Sarg mit dem Toten gesehen, auch alle Leidtragenden einzeln erkannt, auch alle Lieder, die die Dorfkinder vom Trauerhause bis zum Kirchhof sangen, noch genau angeben konnte, was alles aufs Haar stimmte. Und daß er den Toten wie durch einen Glasschrein hindurch hatte liegen sehen.

„Mit seinen drei großen Warzen und seinem verbildeten linken Ohr, was ich als Junge immer habe belachen müssen, lag er im Sarge. Und fünf lange Haare standen im Büschel an der Warze am Kinn in diesem ganz demütigen Totengesicht; und mir fiel dabei sofort ein, daß ich als Junge immer gedacht hatte, drei Warzen und fünf Haare, das sind sichere Vorzeichen, daß der Mann mindestens achtzig Jahre alt wird . . . und gerade achtzig Jahre ist er geworden!"

Um den Bäcker Einhorn hatte sich bald eine Gemeinde frommer Zeichendeuter gebildet.

Einhorn hatte jetzt mit seinen siebenundzwanzig Jahren eine seltsam überlegene Würde. Große Sanftmut, die mit seinem stechenden, braunen Auge und seiner leichten Adlernase fein kontrastierte.

Der Pastor des Ortes und der Pfarrer, beide

kamen in lebhafter Teilnahme zu ihm. Sie besorgten, daß sie Abbruch hätten.

Aber der Bäcker Einhorn versicherte beiden, daß er immer nur der Bäcker Einhorn sein und bleiben würde. Nur sich niemals nehmen ließe, die göttlichen Geheimnisse zwischen den Menschen und Dingen, soweit sein eigener innerer Blick ihm Offenbarungen schenkte, auszuspüren.

„Ach Gott, Herr Pastor!" sagte Einhorn grundgütig, „es ist nicht viel ... auch wenn selbst der Bäcker Einhorn es leibhaftig in Afrika spürte und vor sich sah, was in diesem kleinen, deutschen Dorfe vorging ... spüren Sie ja doch, was in Billionen Meilen im Weltenraume brennt!" Und er wies den Pastor, der noch freundlich auf den Stufen der Bäckerei stand, in den Nachthimmel und in die Sterne, die über ihnen funkelten.

Es hat im Verlaufe der Zeiten immer wieder solche Menschen gegeben wie den Bäcker Einhorn. Vielleicht war er von Geburt an schon gezeichnet. Irgend etwas in ihm redete unsäglich fein in seine eigene Seele hinein, so daß er viel begriff, was sonst hinter Mauern liegt. Schon in seinem Sprachton war jetzt eine leise Gewalt, die manchmal klingen konnte wie ein heller Orgelton. Und manchmal auch stockend und dumpf, wie wenn sie sich scheute, Geheimnisse ganz zu nennen. Und sein Blick war jetzt harmvoll und reich, so daß er mit der

Tiefe der Sanftmut viele Menschen richtig zu sich zwang. Seine Mienen zeichneten eine Seherseele.

Viele Menschen werden ihn deshalb um so mehr einen Narren schelten. Zumal er unter seinen Freunden und Jüngern vor keiner Verantwortung zurückschreckte. Er erzählte seine bedrohlichsten Träume. Er sagte ganz unbedenklich in dem engeren Kreise des Dorfes Krankheiten und Tod vorher, wenn ihm die Rauchgestalten der inneren Ereignisse da und dort Offenbarungen gemacht.

Er sagte auch ganz mystische Dinge. Er sagte: „Auch das inbrünstigste Umgreifen Gottes wäre ein leibhaftiges Umarmen, daß er sich selber sähe wie in Wolkendunst an den Himmel geschrieben ... und das Entweichen der Seele wäre, wie wenn Tannenzapfen oder auch Schlangen oder Mäuse aus den Mündern in die Luft hineinkröchen!"

Derartiges visionäres Ereignis mußte sich wohl in ihm vollziehen.

Aber zwei Dinge hat er wirklich für viele noch völlig glaubhaft gemacht. Die eine Geschichte betrifft seine Heirat.

In einer Nacht, mitten im Backen vor seinem glühenden Backofenloch sah er vor sich ein Mädchen des Ortes, das er seit seiner Schulzeit oder ein, zwei Jahr später nicht wieder gesehen. Er war jetzt siebenundzwanzig Jahre und also waren mehr als zwölf Jahre vergangen. Noch weniger hatte



er je auf seinen Streifzügen im Auslande an das Mädchen gedacht. Sie war etwa sieben Jahre jünger als er und war erst ein acht-, neunjähriges, aschblondes Kind, als er das Heimatdorf verlassen hatte. Da geschah es, daß der Bäcker Einhorn plötzlich diese „Traute“, so hieß sie, wie eine wunderbare Venus, genau wie er sich aus der Galerie in Dresden eines Gemäldes erinnerte, nackt vor sich liegen sah. So sehnsüchtig die Hände nach ihm ausgestreckt, daß er gleich hell und glückselig auflachte und lange in einer wirklichen Umarmung mit ihr gebunden sich fühlte. Der Eindruck war so leibhaftig, daß er die Sommersprossen des Mädchens, den ein wenig vorgebauten Mund und die kühnen, selbstsicheren, grünlichen Augen anstaunte und anlachte und stundenlang noch in der Arbeit wähnte, sich in diesem Augenblicke seine Braut geholt zu haben.

Wie es nun in Einhorn einmal so geschah, lief er noch an demselben Morgen, nachdem er von der Arbeit nur kurz geruht und sich gewaschen und feierlich angetan hatte, sehr bald die Dorfstraße entlang, um zur Brautwerbung bei dem alten Dorflehrer einzutreten. Und in der Tür hatte auch ganz richtig das Mädchen gestanden. War über und über rot geworden, weil Einhorn gleich ihre Hand ergriff und nicht wieder losließ. Weil er voll heller Freude war, Traute genau im ganzen Wesen

und Ausdruck wiederzusehen wie als nächtliche Geistergestalt. Und weil er sie also auch gleich an ihrer Hand festhielt, um sie als seine Braut vor den Alten in die lange, leere Schulstube hineinzuführen und vorzustellen.

„Sie muß mein Weib werden!" sagte er nur mit ganz verklärtem Blick. Was sich Traute auch unbegreiflicherweise gefallen ließ. Gar nichts dagegen sagte. Weil irgendwo da auch Geister schon mußten vermittelt haben. Denn selbst der alte, ein wenig mürrische Dorflehrer sah dabei den Bäcker Einhorn nur freundlich verwundert an. Es war auch hier gleich so eigentlich, als ob alles längst verabredet wäre. Obwohl Traute wunderlicherweise erst einen Tag vorher überhaupt nach zweijähriger Abwesenheit von daheim wieder ins Dorf gekommen war.

Traute und Einhorn standen schließlich in ganz zutraulichem Geplauder wie zwei innig gebundene Liebesleute beieinander. Und wie dann der alte Schulmeister in seine Arbeit mußte, küßte Einhorn Traute zum ersten Male zärtlich und sagte es ihr ganz offen ins Gesicht:

„Du mußt es doch gewußt haben . . . du warst doch heute Morgen schon bei mir . . . ich will dir gar nicht erzählen wie . . . vielleicht würdest du jetzt am Tage ganz rot werden, wenn du es aus meinem Munde hören würdest . . . ach du . . .

Traute . . . wunderbar . . . wie du schön bist . . . wie die Menschen im Paradiese!"

Und Traute wurde wieder ganz rot, als ob sie irgend etwas begriffe, als ob auch sie etwas derartiges erlebt hätte, so daß ihr sogar Tränen in die Augen kamen. Und sie sagte dann mit einer drolligen Verschlagenheit:

„Ich habe wirklich deine Kohlenhände an meinem Leibe gefühlt . . . und deine Augen leuchteten gerade so stechend wie jetzt . . . was bist du für ein Hellseher!"

Und es war wirklich unbegreiflich, daß beiden so zumute war, als wenn alles schon vorher abgemacht gewesen wäre, obgleich die Lehrerstochter und der Bäcker Einhorn über zwölf Jahre lang weder voneinander etwas erfahren noch gewußt hatten.

Es ist nicht viel weiter zu erzählen.

Der Bäcker Einhorn heiratete Traute. Und lebte ein Jahr mit der lustigen von aschblonden Kraushaaren umflogenen jungen Frau, die reichlich Sommersprossen im Gesicht und große, schöne Zähne in dem leicht vorgereckten Munde hatte. Und wie sich alles bei Einhorn angekündigt hatte, so hat sich auch sein Tod bei ihm gemeldet.

Es war im Herbste. Blätter wirbelten von den Kastanien im Garten der Bäckerei. Da hatte Traute die dicken Kastanienkugeln, die aus den platzenden Früchten sprangen, in einen Sack ge-

sammelt, ein Purpurtüchel lustig um den blonden Kopf geschlungen. Und Einhorn hatte dabei gestanden und hatte zuerst die seltsamen Zeichnungen an einer Kastanie und dann an der großen Platane mitten im Garten die platten Rindenrisse untersucht. Und dabei hatte er plötzlich so milde und weise, wie er dozieren konnte, und mit dem stechendsten Blick seiner braunen Augen etwas ganz Geheimnisvolles gesagt.

„Traute . . . sieh . . . hier stehen sonderbare Zeichen, daß ich im November sterben werde . . . und denke dir . . . ich höre schon die Grabemusik . . . aber es sind ganz gedämpfte Stimmen . . . weil der Schnee den Leichenzug mit weichen Flocken völlig einhüllt . . . nämlich im Winter beim Schneefall hört man selbst die Bäche nicht rauschen!“

Traute hing an ihrem Manne. Er war ein heißes Feuerherz. Das Inbrünstige und doch Sanfte gab ihm eine Schönheit.

„Im Winter ist besser sterben als im Sommer!“ sagte er noch achtlos.

Da hatte Traute einen Todesschrecken.

Aber der Bäcker Einhorn, weil er gesund und lachend dastand, und Traute sofort sanft tröstete, auch ohne die leiseste Scheu vor den Dingen, die dem Menschen einmal bevorstehen, gestimmt war und kindlich lachend in sie einsprach, verscheuchte den Schrecken.



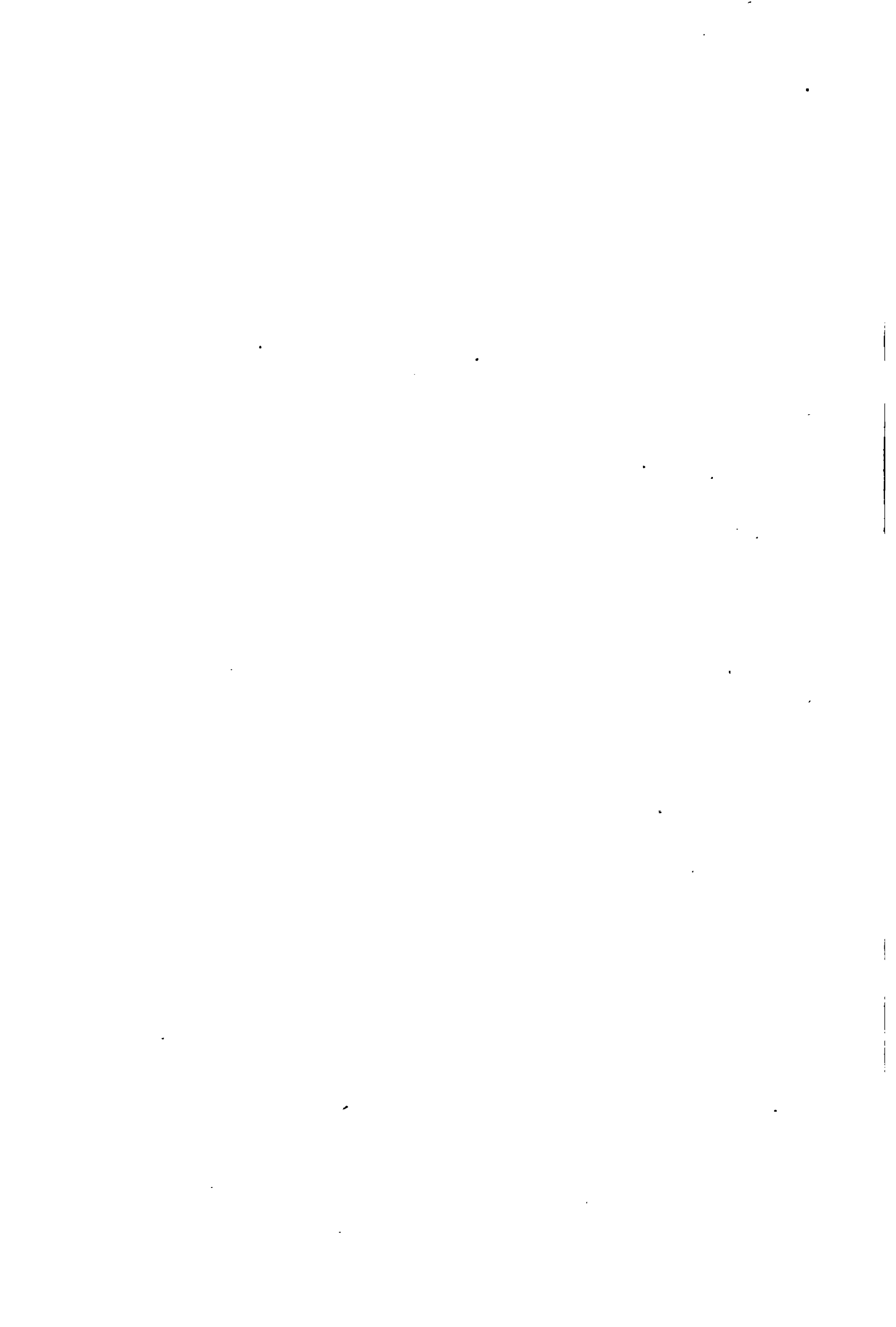
Aber der Tag im November, den er genau vorausgesagt hatte, kam, da trug man den beinah neunundzwanzigjährigen Bäcker Einhorn im Sarge im tiefsten Schneefall auf den Kirchhof des Dorfes hinunter. Und die Grabgesänge klangen, wie wenn Watte die Stimmen verhüllte. Und die Glocken läuteten nur ganz geheimnisvoll und fern wie aus einer versunkenen Stadt.

Traute ging mit ihrem alten Vater und ihrer Schwester hinter dem Sarge her. Es war eine überreiche Trauerbegleitung. Viele hatten die Augen voll warmer Tränen. Aber Trautes Augen waren voll einer fortwährenden Vision. Einhorn hatte sein Weib noch in den letzten Sterbestunden ganz gewiß gemacht, daß die Welt voll goldner Schicksalsfäden ohne Grenzen wäre, die ihn und sie für immer gebunden hielten in alle Ewigkeit. Sie schritt hinter dem Sarge her wie geheimnisvoll berührt von seiner Erleuchtung. Und als wenn man einen Heiligen vor ihr hertrüge, der nicht tot wäre.

Freilich manchem im Orte, dem Dorfpastor und auch dem alten Lehrer, seinem Schwiegervater, grauste es heimlich. Und manche Fromme bekreuzten sich heimlich gegen den Zauber, der vom Bäcker Einhorn ausgegangen.

Fürst Gribow und seine Kinder





Es war noch zur Zeit Alexanders II.

Der alte Generaladjutant von Gribow war jetzt Fürst und lebte auf seiner Herrschaft im Gouvernement Minsk.

Fürst Gribow war ein Riese. Ein Mensch wie ein gewaltiger Elen. Schwer in der Bewegung und von kaiserlicher Würde und Unnahbarkeit.

Und er kannte keine Menschenliebe.

An dem Morgen hatte er einen jungen Burschen, der im Schlosse das Aufwischen der Dielen versah, blutig peitschen lassen.

Es hatte sich herausgestellt, daß Fedor Anja mit Liebesanträgen verfolgte. Anja, die Kammerzofe der Komtesse, er, der niedersten Diener einer, der die unterste Arbeit versah. Und daß er sogar die junge Komtesse selber von der Seite ungebührlich lange ohne Scheu betrachtet hatte.

Komtesse Karola saß, die Beine auf ihren Seidensitz hochgezogen, in ihrem Zimmer im äußersten Flügel des Schlosses, darin alte französische, ziemlich gewaltige, schwermütige Schnitzmöbel standen, und weinte mit Anja zusammen. Sie wußte, daß Fedor ein sanfter, demütiger Mensch war, und Anja ihn liebte.

*

Komtesse Karola war ein sehr gehaltenes, hoheitsvolles, schweigsames Mädchen, prächtig gewachsen und von großzügiger Anmut.

Sie war das Kind des alten Fürsten. Aber sie hatte ihren Vater seit ihrer Geburt nie mit Augen gesehen.

Denn sie war fast vom Tage ihrer Geburt an in einem Bürgerhause in Dresden aufgewachsen; und erst vor etwa zehn Tagen war sie direkt aus ihrer Heimat (so sagte sie mit feuchten Augen) und von ihrer Mutter (so nannte sie die sehr bürgerliche Leutnantswitwe, die sie seit dem Tode ihrer richtigen Mutter erzogen hatte) in das fürstliche Riesenschloß eingezogen.

Der alte Fürst Gribow trug eine Welt in sich, die niemand kannte. Nur solange er im nahen Umgang mit seinem kaiserlichen Herrn gelebt, und sobald er in die Nähe kaiserlicher Personen kam, wurde er weich wie Wachs in der Sonne.

Da saß der alte Fürst Gribow noch jetzt an der Tafel mit breitem Lachen, das mächtige Gesicht mit dem übermäßig langen, schneeweißen Schnauzbart und den tief himmelblauen Augen fast demütig zur Freude verzogen. So daß die reichlichen Falten um die Augen wie heitere Rosetten die Mienen belebten.

Da saß der alte Fürst gelegentlich noch jetzt mit seinen siebzig Jahren auf seinem gewaltigen, braunen Riesenpferde. So daß man es sah, daß Pferd und Reiter ein überlebensgroßes Monument

der auf Leben und Tod ergebenen Mannentreue und Dienstbarkeit darstellte. Und jedes Wort aus kaiserlichem Munde löste in dem martialischen, mächtigen, langen Skythen nur das allerergebenste Lächeln aus.

Aber zu Hofe kam er lange nicht mehr. Sein Kaiser war jetzt tot. Der alte Fürst lebte ganz zurückgezogen auf seinem Riesengute und Schlosse, einem Geschenk seines kaiserlichen Herrn für persönliche Treue. Er war jetzt nicht mehr ein kaiserlicher Diener. Er war der Fürst Gribow. Im Grunde ein Schrecken.

Komtesse Karola war zwanzig Jahre alt. Auch sie begriff jetzt, daß Fürst Gribow ein Schrecken war. Und daß sie trotzdem den alten, gewaltigen Mann innig liebte.

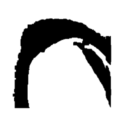
*

Das menschliche Leben ist immer voller Widersprüche.

Nun gar in dieser fürstlichen Familie, in der ursprünglich und jahrelang, beinah jahrzehntelang (man kann wohl sagen) niemand vom anderen groß gewußt hatte.

Der alte Fürst Gribow hatte noch als Graf Gribow, aber als ein bereits fünfzigjähriger, halbergrauter Würdenträger eine wunderzarte, junge Dame aus dem livländischen Landadel geheiratet.

Und wie die liebliche Frau auf einer Reise, die



er mit seinem kaiserlichen Herrn durch Europa machte, bei der Geburt eines Zwillingspaares im Hotel Bellevue in Dresden verstorben war, hatte er das Kinderpärchen in Dresden und der Schweiz in gut empfohlener Pflege zurückgelassen. Und hatte sich in zwanzig Jahren buchstäblich kaum erinnert, daß es noch eine Komtesse und einen jungen Grafen Gribow in der Welt gäbe.

⁂

Komtesse Karola saß jetzt in ihrem unheimlichen Schloßzimmer, von allen außer Anja verlassen. Sie weinte.

Jetzt konnte sie weinen.

Sie hatte mit heißer Scham ihres sanften Gefühls eben von der Zofe erfahren, daß der alte Fürst ausdrücklich dabeigestanden und die Jammerlaute des traurigen Jünglings Fedor mit angesehen und angehört. Daß der alte Herr sozusagen die ganze Prozedur selber geleitet hatte. Und daß er dabei immer die Worte gesagt: „Ich werde dir Schwein lehren, die Augen aus deinem Sumpfe höher zu heben."

Jetzt konnte sie weinen.

Jetzt brauchte sie den harten Blick ihres Gebieters und Vaters nicht zu fürchten.

Denn die Prozedur war am zeitigen Morgen ganz unerwartet befohlen worden, kurz ehe der Fürst aus seinen nächtlichen Gemächern davonging. Ehe

die sanfte Komtesse dem Fürsten auch nur hatte eine russische Heiligen-Legende zu Ende lesen können. Und die Prozedur war sogleich im Morgengrauen im Rosengarten vor den Fenstern des Schlafzimmers des Herrn ausgeführt worden. Und dann hatte sich der Fürst wie immer in sein Schlafzimmer führen und entkleiden lassen. Und war bald tief eingeschlafen.

Der Fürst führte nur noch ein Nachtleben. Den Tag und die Sonne und die Farben haßte er.

*

Komtesse Karola schauerte.

Das Schloß war eine Stätte der Verlassenheit.

Sie weinte jetzt über die blutigen Schläge, die Fedor auf die Steinfliesen des Weges im Rosengarten geworfen. So daß er sich unter den Rosen gewunden hatte wie ein Wurm. So daß ihn die Tscherkessen schließlich noch mehr geschlagen, weil er ganze Büschel Rosen in der sinnlosen Verwirrung in die Hände gekrampft und zerrieben hatte.

Sie weinte, weil sie mit heimlichen Kindesvergötterungen im Blute gekommen war, und plötzlich jetzt wähnte, eine Gefangene zu sein, und der alte Fürst Gribow ein Kerkermeister.

*

Ihr Blut starrte fast.

Zehn Tage war sie im Schlosse.

Sie dachte an den ersten Tag.



Sie war mit ihrer Zofe durch eine weite, unendliche Ebene gefahren.

Kleine, zerfallene Bauernhütten am Wege.

Immer auch Demütige am Wege, die vor dem Fünferzuge ihres fürstlich mit Lakaien besetzten Wagens sich bis in den Staub neigten.

Bebend.

In diesen sonderbaren Stunden schauend und staunend ausgefüllt. Und doch auch rückgewandt mit der Sehnsucht eines bürgerlichen Mädchens, das in schlichten Zuständen und unter einfachen Menschen in reicher Bildung und Güte und Zutrauen nur gelebt. Eine Seele, die an ihrer unscheinbaren, weißhaarigen, weisen Pflegemutter mit echter Kindesliebe gehangen. Deren Ausdruck und Gebärde und ganze, junge Erscheinung von auffälliger Kraft und Milde war, obwohl sie erst jetzt ganz deutlich begriffen, daß sie eine Tochter des Fürsten Gribow war. Denn sonst war ihr das nur in ihrem achtlosen, freien, mit schönen Bildern und Liedern erfüllten Sinn wie eine Sage erschienen.

Bebend, jetzt in die unendlichen, weiten Landgebiete, in die Steppe hineinzufahren, um ihren Vater zum ersten Male anzublicken.

O, ihr Blut hatte sich innig gebärdet in diesem unerhörten Gefühl. Es war aufgerauscht in einer fast krampfenden Sehnsucht.

Und war zurückgebebt vor Furcht und Ge-

heimnis. Hatte sich Bilder der Liebe in die Luft gewoben. Und hatte geschaudert, weil alles auch so unbegreiflich war. Weil sie von all der Trennung und der Einsamkeit des alten, siebzigjährigen Greises gar nichts begriff. Weil sie die Jahrzehnte nicht begriff, die vergangen waren. Weil sie ewig hatte einsam leben müssen mit einer Mutter, die nicht ihres Blutes war. Ewig auch getrennt von dem Bruder, der mit ihr geboren worden.

Ihr Blut hatte zehnmal gebebt. Obwohl ihr lieblicher Mund geschwiegen.

Nur in dem schönen reifen Gesicht die großen, blauen Augen, die des alten Fürsten große, blaue Augen waren, hatten dann lange in die Steppe und die ersten Sternfunken hinaufgeträumt.

Der Weg war weit.

Und endlich in der tiefschweigenden Dämmernacht hatte mit Fackeln beleuchtet ein gewaltiger Mann und Greis auf einer Steinterrasse gestanden, in einem Meer von betäubend duftenden Blumenaromen, die von Schloßwand und Brüstungen niederquollen. Ein mächtiger, unnahbarer Herr und Fürst. Feierlich in prunkender Uniform und blitzenden Sternen und Orden und Schnüren und Bändern. Den sie nicht zu umarmen gewagt. Der sie ewig nur angestaunt. Und der sich erst ganz spät erinnert hatte, daß er der Dame die Hand zu küssen fast vergessen.



An dem Abend noch war Komtesse Karola bis ins Mark kalt und fremd angerührt in die Schauer der moskowitischen Schloßfeste eingetreten.

Sie hatte mit dem prunkenden, stummen Greise, selber bis zum Tode erstarrt, schweigend die Nacht zusammengesessen. Und hatte ihm schließlich aus einer russischen Heiligenschrift stundenlange Litaneien vorgelesen.

*

Der alte Fürst Gribow schlief jetzt, bis die Sonne hinter der Steppe mit scharlachnen Strahlen in die Nacht eingesunken.

Im alten Fürsten gingen nach der Prozedur an Fedor, der ein Leibeigener war, zuerst wilde Träume um.

Nämlich, er hatte eine scheußliche Bedrückung in seinen Händen.

Irgend eine Gewalt, die erst sanft schien und seiner Mutter Antlitz trug, drückte ihn an den Handgelenken nieder.

Drückte ihn nieder wie einen Baumzweig.

Drückte ihn auch am Halse.

Drückte ihm den Atem aus.

Er schrie wie ein Hirsch ein-, zweimal.

Und die Leibdiener und Jäger lauschten im Alkoven nebenan wie gute Hunde, ob der Alte wohl erwachen würde?

Der Fürst hatte fast immer gewalttätige Träume.

Immer rächte der Traum sich an seinem Herrentum.

Aber wie der Fürst nicht erwachte, nahmen seine Atemzüge sanftes Schwanken an.

Die Nähe seiner Tochter mochte sich doch in vergangene Erinnerungen verwandeln.

Er träumte jetzt, daß ein seltsamer, großer Engel in seine Wölbung träte, der wunderbare, lange Züge, den seinen ähnlich, aber so strahlende Augen hätte, daß der Fürst immer dachte, wer es wohl wäre? Und daß er im Traume plötzlich heiter zu lachen begann, weil eine Stimme ohne Wesen ihm zärtlich ins Ohr flüsterte:

„Siehe, dein Sohn!"

Der Fürst war aus Träumen erwacht.

Das alte Gesicht war überflossen von Wehmut. Es waren Gefühle aus einer letzten Tiefe in seinen Schlaf und Traum aufgescheucht. Gefühle, die sein Herz umrannen wie tiefe Gewässer und unbegreifliche Dunkelmauern. So daß er sich sehnte.

Aber er war ein Greis. Sein Gesicht war in Würde erstarrt. Und die Gebärden des Herrschens waren sein Leben.

*

In dieser Nacht begannen die Sterne über der Ebene zu strahlen, wie goldene Bälle. Und der Steppenwind schien Lieder zu singen aus Elfenchören gewoben und fortgetragen auf Wohlgerüchen.



Über die Ebene kam jetzt wieder der Fünferzug mit weißen Pferden.

Die großen, blauen Augen der Komtesse Karola sahen in die Weite der Nacht, wo die weißen Schemen herflogen.

Sie sah auf die Terrasse hinab aus ihren Fenstern, die zur Seite lagen.

Man hatte unten wieder einen feierlichen Thronstuhl bereitet.

Der alte Fürst war aus der Glastür herausgetreten.

Er schien von der Erwartung schwach zu sein.

Niemand wußte es, daß er im Traume geweint hatte.

Er schlürfte nur auf den Steinfliesen hin.

Aber er konnte sich gar nicht aufrechterhalten.

Er ließ sich sogleich in den Thronstuhl nieder.

Man wird nie wissen, was in dem alten Manne für Lieder gingen.

Wie der Fünferzug jäh aus dem weiten Laufe in der gekuppelten Allee heransauste, schien ihm wieder ein Engel entgegenzufliegen.

Eine hohe, männliche Gestalt mit ein wenig gehobenen Schultern und mit sprödem, tiefem Dunkelblick war aus dem Wagen gesprungen, und mit großen Bewegungen die Stufen empor.

Komtesse Karola sah den jungen, strahlenden Menschen an, und sie dachte an himmlische Gäste.

Auch der alte Fürst Gribow starrte den Grafen Michael ewig an.

Der Fürst hatte sich erhoben, stand mit der Würde eines Patriarchen und starrte. Er hatte wieder alle Ordenszeichen angelegt. Den köstlichen Degen. Und den reichen Federbusch in der Linken. Er ragte auf wie eine Macht.

Und Graf Michael küßte die mächtigen, in Handschuhen steckenden Hände. In langer, stummer Bewegung.

Graf Michael hatte gar nicht gewagt, seine Schwester anzusehen. O ja . . . dieses Geheimnis läßt sich nicht einhalten. Die Zwillingsseelen berührten einander unsichtbar zum ersten Male. Das Wunder der süßen Erkennung hatte sich in ihnen plötzlich begeben.

Auch im alten Fürsten lief nur immerfort ein großer Engel mit den eigenen Zügen heimlich durch alle Räume und alle Träume.

Aber niemand wagte die Erstarrung zu stören.

Dann ging man in die düstere Wölbung hinein.

Der alte Fürst Gribow schob endlich seinem Sohne ein heiliges Buch hin.

Man hörte die gebrochenen Töne der jungen Stimme des jungen Grafen.

Er las.

Komtesse Karola, die in dieser Nacht noch hoheitsvoller aufwuchs, leuchtend und zitternd berauscht,

wie der bebend versunkene Jüngling, wagte jetzt in der Fülle Gefühl beständig zu lächeln. Sie lag ihrem neuen Bruder heimlich fortwährend nur an den Hals geschmiegt.

Die heiligen Worte, die aus Graf Michaels Munde Stunde um Stunde hinrannen, begriff sie nicht.

Wie eine tiefe Musik nur von Liebe, klang ihr der monotone Leserhall, der in der Wölbung sich bis ins Morgengrauen brach.

Bis der alte Fürst vergessen hatte, daß er in seinem Schlosse hohe Gäste beherbergte.

Bis er von seinem Leibdiener behutsam gehütet, in sein Schlafzimmer schlürfte, ohne gute Nacht zu sagen.

*

Das ging so Sommerwochen und Sommermonate. Alle diese Wochen und Monate lebte der alte Fürst Gribow in seiner harten Seelenerstarrung. Tags in Schlaf gebunden. Und nachts in religiösen Litaneien.

Ein paarmal noch hatte er der jungen Dame die Hand geküßt.

Und einmal hatte er seinen Diener gefragt, ob nicht der junge Herr Michael hieße.

Und einmal hatte er vor sich hingeraunt, daß ihm ein Engel im Traume erschienen, der einem Bilde aus seiner Jugendzeit geglichen.

Aber er hatte gleich gestockt. Und man hatte

nicht gewußt, ob er strenger noch blicken, oder doch ein wenig lächeln gewollt.

*

Anders die beiden Schicksalsgeschwister.

Graf Michael und Gräfin Carola hatten einander gesehen und ergriffen. Sie fanden ineinander eine unbegreifliche Wiederkunft.

Wie wenn zwei Seelen aus einem Paradiese verstoßen nun einander wiederkehren.

So sprachen sie einander von den Erlebnissen ihres Lebens und ihrer Jugend, wie wenn sie dieselben liebreichen Legenden, ein jedes aus der eigenen Quelle, schöpfen könnten.

Sie waren für einander geborene Zwillingsseelen. Sie waren für einander wie eine reiche, herbe Silberglocke und ihr zärtlichster Ton.

Graf Michael war in der Schweiz erzogen. Höchster Bildung voll. Höchsten Willens. Mit jugendlicher Strenge und Entsagung. Etwas Anachoretisches trotz der Hoheit in allem Denken. Und trotz dem sicheren Herrschgefühl.

Er war ein jäher, schwermütiger, schönheitshungriger Charakter. Liebte die Dichter Europas. Liebte besonders auch Giacomo Leopardi und die Weisheit der Inder, die das Leiden heiligt.

Aber Graf Michael war auch ein Kind in gütiger Freiheit und voll stählerner Jugendkraft.

Zu Pferde, und wenn die beiden Geschwister



durch Park und Heiden wallten, war es wie ein Spiel der Einigkeit in Gebärde und Gefühl. Und in dem heimlich süßen Drange, ganz einander zu dienen, und ganz einander hinzuwerfen, daß sich keines Fuß an einen Stein stoße.

Die Sommertage waren erntereich und voller glüher Sonne, die der alte Fürst verschlief.

Diese wunderlichten Tage lebten die beiden wie ein paar in einer nie begriffenen Liebe verwachsene Wesen. Hand in Hand. Und Blut in Blute. Fast, als müßten sie in der verzehrenden Inbrunst für einander sündig werden.

*

Bis dann nach Monaten der alte Fürst nicht mehr Befehl gab, daß sie nachts seine monotonen Andachten teilten.

Und bis er eines Tages angeordnet hatte, daß die geladenen Herrschaften zusammen im Fünferzuge zur Bahn gebracht werden sollten.

Wobei sich der Fürst aber nicht mehr blicken ließ.

*

Wie der junge Graf und die junge Gräfin, die Kinder des Fürsten, nach fünf Jahren zur Beerdigung des alten Herrn wieder ins Vaterschloß kamen (der junge Graf war jetzt ein Gardeoffizier in der Zarengarde und ein Liebling des Kaisers, weil er eine ganz erlesene deutsche Bildung besaß und doch wie ein prachtvoller Moskowiter aussah), da weinten beide.

Beide dachten daran, wie sonderbar erstaunt das Auge eines Vaters blicken kann, der seine Kinder bis zum zwanzigsten Jahre niemals gesehen hat. Und den Herrentum und Würde ummauern wie eine undurchdringliche Festung. So daß er nur aus den Festungsluken herausherrschen konnte wie ein Fürst. Indes die Liebe der Seele kaum noch wie ein Windflug über die Steppe hinhuschte und nie mehr zu greifen war.

*

Auch Graf Michael ist ein General geworden. Und ein berühmter Diener seines Kaisers.

Aber er blieb immer einsam und immer in heimlicher Schwermut.

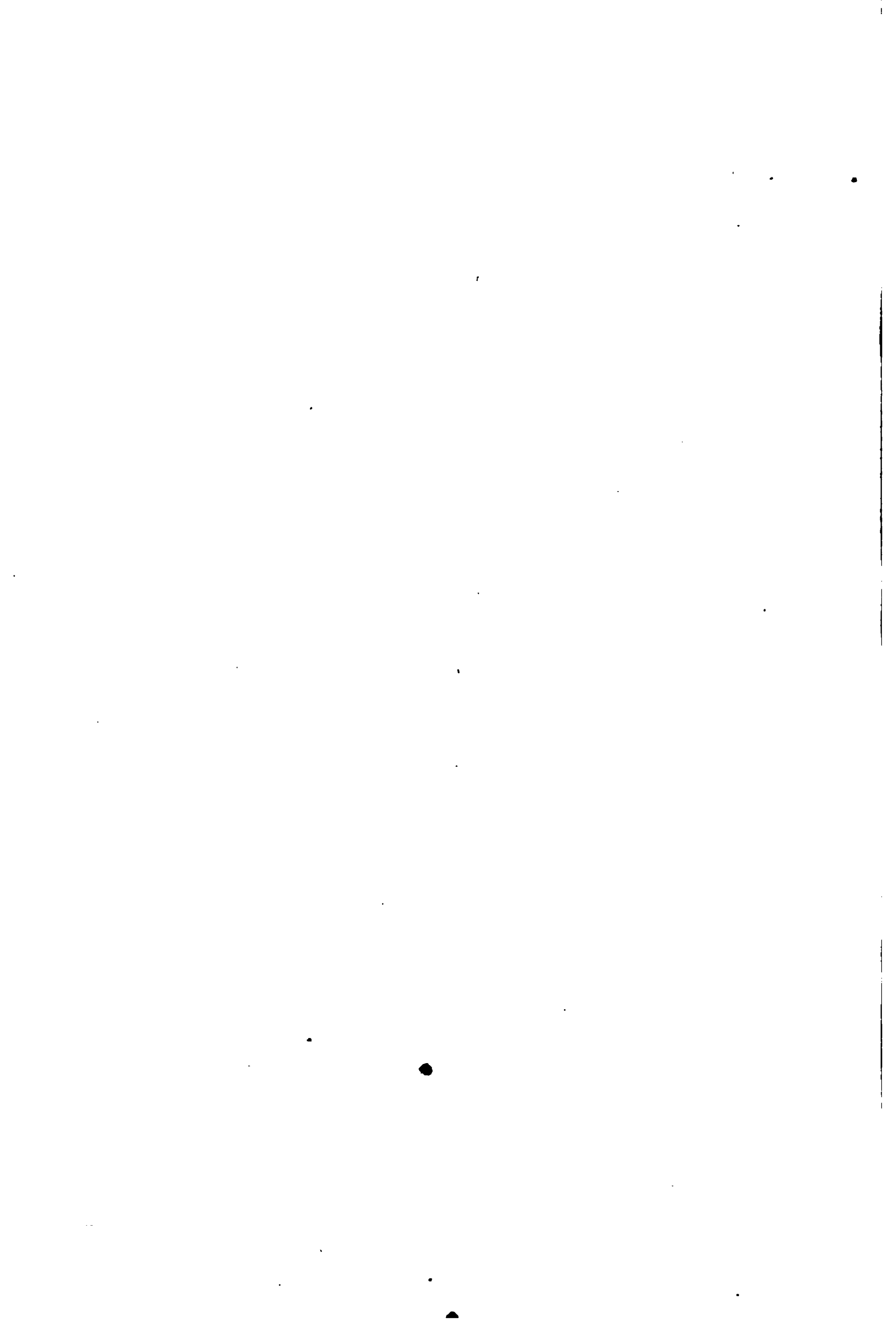
Und die Gräfin ist eine Klosterfrau geworden. Sie hütete die lichte Gottesflamme.

Nie war in beiden je wieder eine Liebe aufgekommen, als die heimliche Liebe es war, die sie für einander empfanden, als sie sich zum ersten Male als Schicksalsgeschwister sahen und erkannten.

Und wenn sie in Erholungszeiten einmal im Vaterschlosse lebten und in dem duftenden, üppig verwachsenen, fürstlichen Parke gingen, ging die weiße Klosterfrau noch immer Hand in Hand mit dem Fürsten Michael.

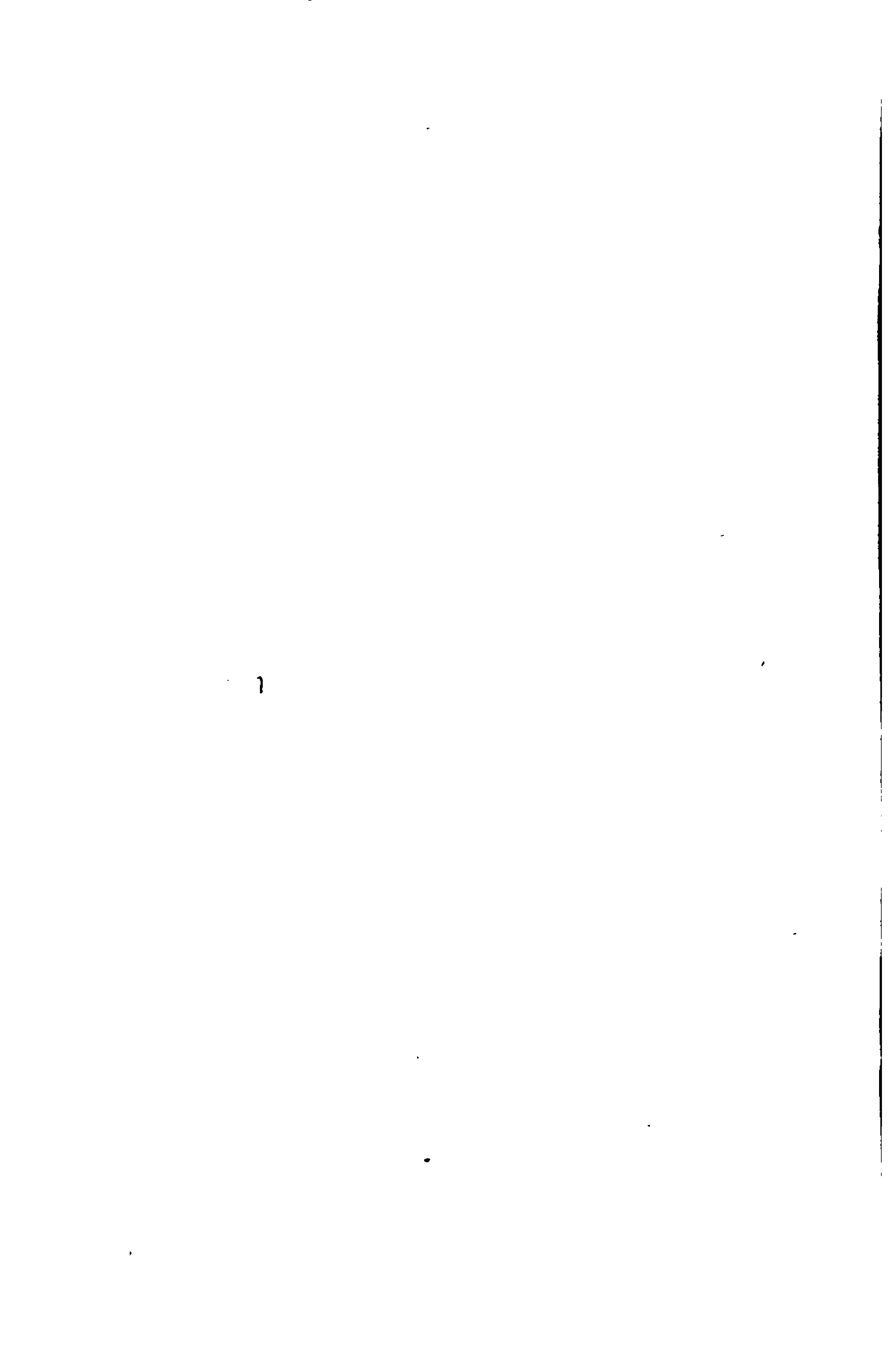
So ist es bis zum Tode der weißen Klosterfrau geblieben.





Odela mit den Katzen





Zur Winterzeit war in dem Dorfe und Badeorte tiefe Stille und der Schnee fiel in weichen Flocken. Die beiden Bergkuppen, die in die quer gegen die Straße stehenden Bauernhäuser sahen, lagen blaugrau im Dunst. Und nur dann und wann ging ein Beamter der fürstlichen Brunnenverwaltung oder eine Bauersfrau die einsame Dorfstraße entlang.

Oben im Badebezirk lag nahe der langen, hölzernen, dorischen Brunnenwandelhalle ein mächtiges Anwesen mit langen Stallungen für Pferde und Kühe und einem großen Mühlengiebel, darin man Tag und Nacht die Räderwerke eintönig aber durchdringend klappern hörte.

Darin wohnte ein gewichtiger, breitspuriger Mann mit Weib und Kindern, die alle ein Zeichen hatten, alle unsäglich hochmütig waren. Außer der Mutter. Denn die Frau Müller Kampferbeck hatte noch die schlechten Zeiten der Mühlenwirtschaft mit durchgemacht, war von den kräftigen Kindern, die sie geboren, zusammengeschrumpft und demütig geworden und bat jetzt nur im heimlichen, kindlichen Beten zu Gott, daß er ihnen nur ja nicht anrechnen möchte, was der alte Kampferbeck und die zum Teil längst flügge Brut an übertriebenen und verstiegenen Lebenslaunen leisteten.

Daß der alte Müller mit den schönsten Pferden zum Wochenmarkte in die Kreisstadt fuhr, in einem



Wagen, wie sonst nur vornehme Stadtherren fahren. Daß er selber dann im vollen Biberpelze einherlief, wie es der oberste, fürstliche Brunnenverwalter keinesfalls tun konnte. Das war noch immer die geringste seiner Sünden. Es war ja kein Zweifel mehr, daß die Kampferbecks reich geworden waren und nicht knausern brauchten.

Aber der Alte war in seine einzige Tochter, wie sie heranwuchs, derart verliebt, daß er ihr die allertollsten Späße und den verfänglichsten Unternehmungsgeist womöglich zum Ruhme anrechnete.

Die gute, demütige Frau Kampferbeck hatte wirklich an sich prächtige Kinder. Gesund und stattlich waren die Kampferbecks alle. Die Söhne hochaufgeschossen wie der Vater.

Aber schon mit den Söhnen hatte es sein Wesen gehabt.

„Meine Jungen haben genug . . .“ hatte der alte, gewichtige Müller schon immer gesagt, wenn der bebrillte, grauhaarige Dorflehrer ihrer einmal gar nicht Herr geworden war und zu Herrn Kampferbeck klagen kam.

Da war nie etwas zu holen gewesen.

Der alte Müller war so auseinandergegangen in dem Dünkel des Reichtums, daß er gar nicht hätte begreifen können, wie ein solcher Hungerleider und Magerherr, wie der alte Dorfschulmeister, sich

an den kraft- und lebenstrotzenden, frechen Jungen nicht auch nur erfreuen konnte.

Der gewichtige Müller selber hatte im Leben nie etwas anderes gelernt als sein gutes Mühlenhandwerk. Und doch war er der breiteste und mächtigste Mann im ganzen Orte geworden.

Wie der zweite Sohn, der Ernst hieß, einmal im Zorne, als ihn der Lehrer verwiesen, gewagt hatte, zur Selbsthilfe zu greifen und es zwischen ihm und dem etwas mürrischen Dorfpädagogen beinahe zu einer Schlägerei gekommen war, und der Ortspastor selber sich ins Mittel gelegt, auch da noch hatte nichts gegen das dicke Fell und die Atmosphäre der behaglichen Selbstberäucherung von sich und seinen Kindern beim alten Müller verfangen wollen. Und so vorsichtig auch der Herr Pastor Brömel die Anschuldigungen gegen Ernst vorgebracht und mit sanfter Stimme die Notwendigkeit strenger Erziehung und Heranbildung gerade für die Kinder reicher Leute befürwortet hatte. Der alte Müller mit dem wammigen Gesicht, in diesem Falle voller Gutmütigkeit gegen den Pfarrherrn, hatte im Lachtone einfach gesagt, daß Jugend nun einmal austoben müßte. Oder so eine bequeme Redensart. Und er hatte auch hier schließlich die Versicherung abgegeben, „daß seine Kinder ja genug hätten", und ihnen trotz dieses bissel kecken Sinnes, der sogar oft sehr gut



zu brauchen wäre, im Leben nie etwas fehlen würde. Der alte Kampferbeck war nun einmal verliebt in seine Söhne. In seine Garde, wie er sie nannte. Famose Kerls waren es. Und nun gar in seine Jüngste. In seine Odela. Denn so wollte das Mädchen genannt sein.

Odela war schlank wie eine junge Birke. Und von einer Schmiegsamkeit des Leibes, daß alles sich an ihr wiegte. Damals war sie etwa sechzehn Jahre alt. Obgleich andere Mädchen im Orte in dieser Zeit in irgendeine bessere Erziehung gebracht ein oder zwei Jahre draußen unter fremden Leuten sich tummeln mußten, hatte Frau Kampferbeck derartige Wünsche von vornherein unterdrücken müssen.

„Ach Unsinn, Mutter ... das Mädel ist erzogen genug ... dreht mir die Welt nicht um ... das Mädel ist erzogen genug und hat genug ... die kann einmal einen Prinzen heiraten ... und außerdem ... was wäre unsere alte Mühle ohne Odela? ... nichts wird draus!“ sagte der alte, wammige Mann.

Und obgleich Odela in der Dorfschule nie etwas gelernt, nie anders als mit ausgelassenen Heimlichkeiten sich über den alten, verärgerten Lehrer und seine Bibelsprüche und Gesangbuchlieder lustig gemacht, und wirklich auch nicht einen Gesangbuchvers hätte richtig hersagen können, so lief sie mit

ihren sechzehn Jahren erst recht wippend und in kräftigen Hüften sich wiegend im Dorfe herum, allen zur Freude an ihrer strotzenden Jugend, und allen auch ein bissel zum Ärger, immer wie eine junge Hexe.

Der Hochmut des Vaters und seine Verliebtheit in das Mädchen hatte sie früh aus ihrer kindlichen Anlage herausgebracht.

Als Kind hatte Odela immer Tauben um sich. Wenn sie mit zehn Jahren im Bauernhofe gestanden, kamen auch alle Hühner und Gänse um sie mit Flattern und Fluge. Und es war weit und breit im Bauernhofe ein richtiges Geschrei, wenn sie sich irgendwo blicken ließ. Damals waren die Leute auch schon am Zaune stehengeblieben, wenn die weißen Tauben in Scharen von allen Dachfirsten und Giebeln herabflogen. Sich einzelne gelegentlich auf ihre Schultern setzten. Und alles um sie durcheinander flatterte und gurrte und schnatterte und krähte. Jetzt mit sechzehn oder siebzehn Jahren waren es Katzen.

Die Fremden im Badeorte kannten Odela alle. Sie lief mit Katzen. Mit Katzen im Arm. Mit Katzen auf der Schulter. Mit Katzen im aufgerafften Kleiderzipfel und mit Katzen am Stricke hinter sich. Zum Teil seltsamen, bösen Dingern. Ausländischen Katzen, die der alte Kampferbeck



seiner Odela umständlich und weit her verschrieben hatte.

Und im Winter, wenn es im Orte ganz still war, saß dann Odela oft in dem verräucherten, von alten Gewürzen wie einbalsamiert riechenden, schmutzigen, niedrigen Laden der ebenso verräucherten und klebrigen und einbalsamierten, kleinen Witwe Horant, weil sie da mit den beiden Söhnen verliebte Neckereien austauschen und sich balgen konnte.

Damals begann sie schon nicht immer mehr fein zu sein.

Mit Bruno konnte sie richtig gewalttätig werden, der ein etwas italienischer, sehr innerlicher und jähzorniger Jüngling war. Und der als Schlosser bereits ausgelernt hatte. Wenn sie mit Bruno Horant allein im Laden war, ruhte sie gewöhnlich nicht eher, als bis ihre Späße zu Handgreiflichkeiten führten. Denn nichts gefiel ihr besser, als dann wie ein an den Boden genagelter Leib mit ausgespreizten Armen dazuliegen und die Kraft dieses sie mit heißen Augen ansprühenden fremdartigen Menschen an Leben und Armen zu fühlen.

Bruno Horant war der erste, der so hoffnungslos in ihre Netze geriet. Die Katzen, die sie mitgebracht hatte, immer eine ganze Herde, miauten dann um sie. Und wenn die vergraute und klebrige, kleine Witwe Horant wieder in den Laden kam,

machte sie ein besorgt lachendes Gesicht und war außer sich, wenn das allerfeinste Seidenkleid mit Ausschnitt und Einsätzen am schmutzigen Boden vollkommen ruiniert war. Und wenn Bruno der sich toll wehrenden Odela in seiner erregten Sucht die Goldspangen von den bloßen Armen und Ringe von den Händen herunterstreifte oder riß, mit denen sie sich immer auffällig schmückte.

Odela durfte auch ruhig den alten Müller Kampferbeck selber derb ins Gesicht klapsen und mit ihren gespreizten, feinen Fingern tüchtig an den Ohren ziehen. Alles an ihr und von ihr sah reizend aus. Nicht nur das drollige Spiel der mit Milch gewäschenen Händchen, die auffallend ebenmäßig und sanft waren. Und ihr längliches, frisches, flaumiges, wie geschminktes Gesicht, mit Blicken, so braun und so stutzig, wie ein furchtsames Reh. Sie war auch immer äußerlich derart hergerichtet, daß sie sogleich in jedem städtischen Salon hätte tanzen können. Und mit den elegantesten Ballschuhen lief sie einfach im dichtesten Regen über die Dorfstraße.

Das war Odela Kampferbeck.

Damals war Bruno Horant schwelend nach ihr. Aber das amüsierte sie nur. Wenn sie aus dem Laden der Frau Horant hinauskam, konnte ihr jeder Mann auf der Straße gefallen, der ihr nachsah. Und dem sie dann auch übermütig nachsah



und übermütig zulachen konnte. Denn dazu trug schon ihre reiche Katzenbegleitung immer den nötigen Grund in sich.

Odela war stattlich und groß. Und voller Ebenmaß.

„Die kann einen Prinzen heiraten!" sagte der alte Kampferbeck in dieser Zeit, wenn er sie schmunzelnd ansah.

Denn Odela war auch königlich im Gange. Ihr kräftiger Kopf war von dichten Zöpfen umlegt und ragte im Raume wie noch besonders erhoben. Ihre Nackenlinie war eine Freude an Freiheit. Und siegessicherer konnten die braunen Augen einer Versucherin nicht hinter sich lachen. Sie war eine richtige Hexe von Verführung.

Bruno Horant zerriß sich das Herz nach ihr. Wenn er sich mit ihr gebalgt hatte, wenn alle seine Sinne nach ihr heiß geworden waren, konnte er ihr nachblicken mit Augen wie kühler Jett. Haß und Schwermut in ihnen. Da konnte er sehen, wie sie die Dorfstraße dann mit ihren Katzen wieder in das große Mühlengut der Kampferbecks tänzelte und keinen Mann mit ihren Blicken unverfolgt ließ.

*

Im Sommer, wenn die Brunnenanlagen und Logierhäuser voll fremder, vornehmer Menschen waren, lief sie nicht zehn, zwanzigmal am Tage, jedesmal neu und auffälliger aufgetakelt mit ihren

Katzen im Dorfe herum. Und wußte sich ihrer Verlänglichkeiten gar nicht zu erwehren.

Der alte Kampferbeck sah das nicht ein, daß es für ein Mädchen nicht passend ist, mit einem beliebigen Fremden gelegentlich in einer Bierstube zu sitzen, Witze zu machen und aus einem Glase zu trinken. Aber Odela, wenn ihr irgendein Mann gefiel, tat das alles mit heiterem Gelächter. Da konnte sie ausgelassen ihre Anmut verstreuen. Ganz gleichgültig, ob auch die es sahen, die sie im Winter im einsamen Orte zum Zeitvertreibe brauchte.

Bruno Horant sah einmal durchs Fenster, wie sie sich von einem jungen Weinreisenden am Schenktisch küssen ließ. Raste an den Schenktisch hinein und gab dem Fremden einen Stoß vor die Brust. Und warf ihn obendrein noch, wie er sich wehren wollte, mit stählernen Armen an die Zimmerwand. Und Odela lief schreiend hinaus.

Das war schon, wie die alte Mutter Kampferbeck im Herbste vorher gestorben war. Da hatte Odela Mitte Sommers doch die dunklen Trauerkleider plötzlich nicht mehr ertragen können, weil sie die Lebensgier allzusehr unter den schwarzen Flören brannte.

Mit diesem Eklat in der Schenkstube, der im ganzen Orte bald ruchbar geworden, hatte die Beziehung zu Bruno Horant, dem sie im Winter



vorher in den Trauerkleidern schon manche Vertraulichkeit mehr erlaubt hatte, natürlich ein jähes Ende. Nein. Doch nicht. Das ist nur eine Sache, die erst später kommt. Denn einstweilen hatte sie zum Schrecken des Vaters den jungen Weinreisenden statt des Prinzen für die Ehe erkoren.

Sie war achtzehn Jahre. Und sie war schön. Wenn man einen jungen, jachen Mädchenleib mit der schmiegsamsten, stählernsten Bewegung, einen kühn geschwungenen Raubvogelhals und Blicke, die ins Blut rinnen und heiße Sinnlichkeit aufpeitschen, schön nennen will.

Odelas braune Augen lachten ohne Scham. Sie konnte jeden hart betrachten, sicher funkelnd, wie wenn Sterne in der kalten Nacht blinzeln. So hatte sie auch den Herrn Weinreisenden Turke angeblinzelt.

Herr Turke war ein junger, harmloser Mann von ganz angenehmen Manieren. Er wurde auch mit dem Gelde des alten Kampferbeck gleich in die Lage gebracht, Mitinhaber eines Weingroßhandels zu werden, der sich in der nahen Kreisstadt bereits eines Namens erfreute. Denn der alte Kampferbeck hatte schließlich zur Hauptbedingung gemacht, daß er sich nicht weiter von seiner Odela trennen brauchte.

Da kam nun Odela mit ihren achtzehn, neunzehn Jahren und ihren Katzen wirklich auch einmal

unter die Haube. Und das ging, solange wie es eben ging.

Schon nach einem halben Jahre waren die Kämpfe mit Herrn Turke, der immer ein sehr gewiegtes Auftreten hatte, derart ins Kraut geschossen, daß der Horizont gleich sehr verfinstert aussah. Die Balgereien, die Odela liebte, waren dem jungen, ernsten Herrn auf die Dauer zu anstrengend. Und Odela wieder fand ihn mit der Zeit einfach schwächlich und langweilig.

Deshalb lief sie, so oft sie ins Dorf zurück kam, wieder in den verräucherten Balsamladen der Horants und suchte mit allen Mitteln die kleine, klebrige Witwe zu bereden, sie mit Bruno endlich zu versöhnen. Sie kam natürlich täglich. Der alte Kampferbeck hatte ja der Tochter Wagen und Pferde mitgegeben. Sie konnte jeden Augenblick aus der Kreisstadt ins Dorf kommen. Denn sie war nach der gelungenen Versöhnung ganz in Brunos Banne.

In der Zeit geschah es auch, daß sie dann plötzlich dem Fasse mit Herrn Turke einfach den Boden vollends ausschlug.

Nämlich Herr Turke kam jetzt oft nicht mehr rechtzeitig nach Hause. Auch an einem Wochenmarktstage nicht. Aber Odela hatte gerade Rebhühner vom Dorfe mit in die Stadt gebracht und hatte sozusagen ein festliches Mahl bereiten lassen.



Vielleicht doch auch zur heimlichen Übertönung. Da standen nun die schönen, in Speck gehüllten Rebhühner gebraten auf dem Tisch. Und sie wartete. Vielleicht doch vom schlechten Gewissen ein wenig gepeinigt. Denn sie hatte im Dorfe mit Bruno Horant schon ein heißes Mahl gegessen. Hatte sich an dem Morgen von seinen Schwermutsblicken bis ins Mark versengen lassen.

Aber Herr Turke kam nicht. Da war gleich einer von ihren Gewaltakten aus ihr aufgequollen. Sie hatte nur flüchtig einen kostbaren Hut mit großer Feder auf ihre dicken Zöpfe gedrückt. Und gar nicht gesehen, daß sie sich ihre Seidenschürze nicht abgebunden. Einfach. Sie lief, was sie wiegend und wippend mit ihrer Salonschleppe nur laufen konnte. Sie lief durch einige Straßen. Zum Gasthause hin, wo Herr Turke unter den Geschäftsmännern aus dem Kreise noch beim Biere saß. Denn sie fieberte jetzt in Wut. Sie ließ Herrn Turke vom Hausknechte sofort in den Durchgang bitten, den man vom Marktplatze aus übersah. Und sie besann sich auch gar nicht weiter, trotzdem alle möglichen Leute im Flure und draußen vor der Tür herumstanden. Sie hatte nur gleich, wie Herr Turke sein weingerötetes, glänzendes Gesicht durch den Türspalt aus der Gaststube heraussteckte, mit ihrem Arme kräftig ausgeholt und Herrn Turke zwei derbe Ohrfeigen rechts und links versetzt.

Das war natürlich genug, daß Herr Turke nicht nur sehr verwundert unter Staunen und Gelächter von hundert Leuten drinnen und draußen ins Gastzimmer zurücktaumelte. Daß auch die Geschichte mit ihm und Odela ein Ende hatte.

*

So kam Odela wieder ins Dorf zurück. Und Vater und die hochmütigen Herren Brüder und Odela lebten wieder in der großen Mühle zusammen. Der Alte schon ein bissel wacklig geworden. Um so größere Herren die Söhne. Und die Tochter trotzdem nicht weniger eine schöne Verliebte.

Und nun ging es noch eine Weile mit Bruno Horant.

Aber dem finsteren, schwermütigen und süchtigen Menschen, der sich nach einem Weibe sehnte, war es dann doch bald zum zweiten Male begreiflich geworden, daß Odela keine Seele hatte. Er ließ sie kaum nach einem halben Jahre verächtlich laufen. Nun für immer. Er hatte es jetzt noch tiefer eingesehen, daß die schöne, verliebte Odela mit ihrer Katzenbegleitung im Orte herumging, alles verführend und lockend. Und mit Augenblickssüchten, die sie in jedem Augenblicke lachend wegwarf.

Mancher Mann erzählte, daß sie schweigsam und sanft, süß und geheimnisvoll sein könnte wie eine schmiegende, weiche Katze. Daß ihr Auge verglimmen könnte und aus ihr eine Glutwelle



herausschlagen, die das Blut des Mannes jäh machte bis zum Zerspringen. Nur bräche dann auch bald ihr verachtendes Lachen aus. Ihre rohe Gewißheit. Die noch je und je alle süßen Phantasmagorien der Liebe verscheuchte. So daß jedem Manne nichts als ein kalter Stein im Herzen und in der Hand zurückblieb.

*

Das Ende von Odela. Nein. Das Ende der Kampferbecks. Fünfzehn Jahre sind ins Land gegangen. Drüben in dem Nachbardorfe liegt ein schindelgedecktes Stellerhäuschen. Schwarze Querbalken auf weißem Grunde. Ein ganz kleines Häuschen. Mit einer einzigen Stube und ein paar Kammern. Im Stalle mit zwei Kühen. Alles sehr kümmerlich. Darin wohnt der jüngste Sohn des alten Müllers Kampferbeck.

Nämlich die drei jungen Herrn Kampferbeck, die große Herren waren, hatten die Mühle verkauft und das Geld bald verlebt. Zwei davon waren in die Welt gegangen, nachdem sie noch das letzte Seidenkleid der alten Frau Müller Kampferbeck in einer geringen Schenke an die Wirtsfrau verhandelt hatten. Man wußte im Dorfe nicht mehr, wo die großen Herren jetzt geblieben waren.

Nur der jüngste Sohn hatte wieder als Tagelöhner zu arbeiten begonnen. Ganz im Kleinen.

Er saß jetzt in der Hütte im Nachbardorf und aß im Schweiße seines Angesichts sein mageres Schwarzbrot. Der lebte jetzt ehrlich und demütig. Denn er war der Mutter Kampferbeck Armutsblut.

Ja und Odela!

Odela hatte noch immer die Katzen gern. Sie saß noch immer in ihrem Heimatsdorfe. Sie lockte jetzt die Dorfkatzen an sich. Sie war erst Mitte der Dreißig. Aber völlig verwahrlost und dem Trunke ergeben.

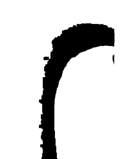
Sie wohnte im Armenhause.

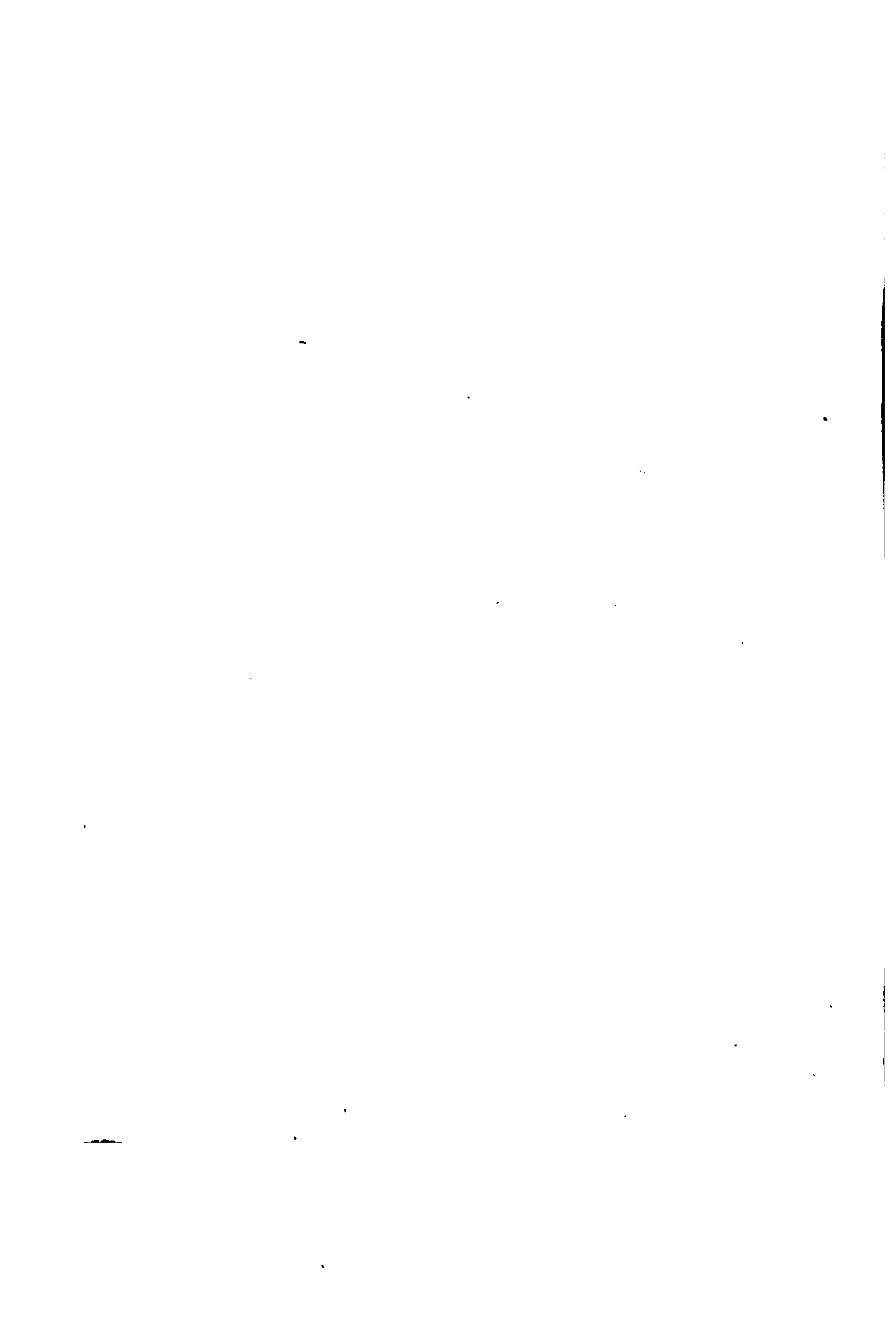
Sie trug manches von ihrem einstigen Salonstaat noch als Lumpen am Leibe. Und ging noch manchmal unter Seidenlumpen mit Ballschuhen, die gänzlich zerfetzt und verschmutzt waren.

Sie lockte alle Katzen an sich, die nachts ums Armenhaus einen entsetzlichen, miauenden und fauchenden Skandal machten. Denn sie teilte mit ihnen, was sie vor den Türen erbettelte.

Im Dorfe hieß sie deshalb noch immer Odela mit den Katzen . . .

Und der alte Müller Kampferbeck lag in der Erde. Der gewichtige, wammige Hochmut war jetzt nur Staub und Knochen. Die Herrlichkeit der Kampferbecks war aus.





Baron Bercken



Baron Bercken war zuerst in Generalsuniform in das Dorf und den Badeort gekommen. Ein Mann von straffer, jugendlicher Haltung, ohne allen Zwang, und mit einem warmen, sicheren Blick. Noch kränkelnd.

Es war kurz nach dem siebziger Kriege.

Er war gekommen, um eine Beinwunde auszuheilen und an dem perlenden Gesundbrunnen des Ortes seine alte Kraft wieder zu gewinnen.

Wenn Baron Bercken damals am Brunnenrondel stand, wo die reinlich geschürzten Brunnenschöpfer die kühlbelaufenen Becher reichten, sah man, daß seine Hand schlank und vornehm war, fast zu zart, wenn man bedachte, daß er im kaum verflossenen Feldzuge mit seinem kühnen Säbelschwunge wiederholt seine Brigade erfolgreich gegen überlegenen Feind zur Attacke geführt. Und man sah auch, daß er an der rechten Hand, die er beim Ergreifen des Trinkglases von dem weißen Handschuh entblößte, einen großen, roten Stein trug. Mit der linken, behandschuhten Hand stützte er sich auf einen Stock, weil er von seiner Beinwunde noch immer eine Schwäche hatte und trotz seiner vortrefflichen Haltung leicht hinkte.

Baron Bercken war etwas über mittelgroß. Seine Bewegungen hatten eine gewisse Hoheit, und eine Sicherheit, wie die eines gnädigen Kenners.



Die einfacheren Gäste am Brunnenrondel traten sogleich zurück, wenn er herankam.

In seiner Art lag die Verbindlichkeit der Macht.

Die vornehmeren Gäste, besonders die vornehmen Damen in ihren losen, blumigen Promenadenroben, die ihn alle persönlich kannten, und ihn nicht nur wegen seines Kriegsruhmes und seiner beiden Eisernen Kreuze, noch mehr wegen seiner immer geistreichen, und immer gütigen Laune verehrten, nahmen stets ein gleichmäßiges Lächeln an, auch wenn sie nur stumm dabeistanden und zusahen, wie der braunäugige, nur leicht ergraute Herr den kühlen Brunnenbecher Schluck um Schluck eintrank.

Baron Bercken hatte immer Späße im Sinn.

Wenn er sich mit der Gräfin Sonderhausen unterhielt, die eine leidenschaftliche Reitdame war, und noch im Reitkostüm nach ihrem Morgenritt am Brunnen erschien, kam er gleich auf seine Pferdeerfahrungen aus dem Kriege. Und er verstand es, auf prachtvolle Weise Pferdecharaktere zu schildern.

Stattlich forthinkend an seinem kräftigen Stabe, der einen goldenen Griff hatte und ein persönliches Geschenk des Kronprinzen Friedrich Wilhelm war, redete er mit einem sehr sanften, tiefklingenden Tone und mit kurzem Gelächter.

„Auch Pferde kann man erst in Schicksalszeiten

wirklich erkennen," sagte er einmal. „Und zum Beispiel Menschen oder selbst ganze Völkerstämme, deren Pferde ihnen Kameraden in den Mühsalen und Gefahren des Krieges werden, gewinnen eine ganz andere Beziehung zu der Seele dieser Tiere, wie z. B. ein Brauerkutscher!"

Und dann schilderte der General, welche tiefen Unterschiede sich in den Pferdeleibern unter ihm in den Zeiten der Schlacht und beim Überreiten der Schlachtfelder, wenn selbst Gemetzel und Tumult längst geschwiegen, fühlbar gemacht hätten.

„Was gibt es nicht für herrliche Pferde!" rief er. „Da habe ich einmal einen Ritt von beinahe dreißig Stunden gemacht . . . ich hatte eine Depesche des Prinzen Friedrich Karl an den Kronprinzen zu bringen . . . mit ungeheueren Umgehungen . . . es war ein höchster Vertrauensauftrag . . . von einer Hauptarmee zur anderen . . . sechsundsechszig . . . ich war damals noch Major bei den Zietenhusaren . . . potz Blitz . . . was das für ein Pferd war . . . das war wie ein Fluß, auf dem ich schwamm . . . eine sanfte Welle, auf der ich mich vorwärtsschob mit Windeseile . . . je weiter ich kam, desto windeseiliger, geräuschloser und sicherer flogen wir geradeaus . . . nur mußte ich in den Dörfern scharf achtgeben . . . denn allein der Blutgeruch, das war etwas, vor dem die gute Stute, die braune Clotilde, sofort



stachlige Haltung annahm, die Ohren warf und die Nüstern prustend blähte . . . jeder Fleischerladen brachte sie richtig auf!“

Und weil die Gräfin Sonderhausen, die im Reitkleide neben ihm ging, sehr heiter lachte, sagte der hohe Herr mit den zwei Eisernen Kreuzen manches weiter. Daß es Pferde gäbe, die hätten Seelen wie grobe Klötzer. Die schritten über Leichen, wie über Steine oder Holzstangen. Und wieder andere, die wären davon derart bis ins Innerste aufgewühlt, daß es sich dem Reiter geradezu peinigend mitteilte.

„Wissen Sie, gnädigste Gräfin!“ sagte der General, immer sehr vertieft, achtlos den kurzgestutzten, noch ganz braunen Vollbart streichend. „Die braune Stute Ilse, womit ich den berühmten Ordonnanzritt machte, war so aufgebracht, als ich nachträglich über das Königsgrätzer Schlachtfeld ritt, daß sie starr wurde wie eine Hypnotisierte . . . und daß nur mein beständiges, rücksichtsloses Spornen das schlanke, edle Tier überhaupt zum Vorwärtsschreiten nötigen konnte . . . und es lief, nur aufs Äußerste alle Muskeln angespannt . . . den Leib blähend . . . und die Nüstern blähend . . . und fortwährend mit einem tiefen, aufdringlichen, unheimlichen Gestöhn!“

Baron Bercken hatte mehrere Kriege mitgemacht. Und man fühlte es Blick und Hoheit und Mildig-

keit an, daß auch er in den Stunden der Schlachtenschauer heimlich erbebend auf dem Rücken bebender Tiere über die Jammer der blutigen Menschensaat hinweggeschritten, doch streng aufrecht gehalten und wie ein Mann ohne Wanken.

Baron Bercken war damals fünfzig Jahre alt. Trotz aller Haltung ein Invalide.

Verheiratet war er nie gewesen.

Als er zum ersten Male noch als Verwundeter in das Dorf gekommen war, hatte er nicht gewünscht, daß viel Wesens um ihn geschähe.

Sein Diener, der auch beide Feldzüge um ihn gewesen, und der ihn die ersten Wochen noch in einem Wagen vor sich her in das Badehaus gefahren, hatte gleich Befehl gehabt, ein Logis ganz in ländlicher Stille zu suchen, „im Grünen . . . unter blühendem Flieder . . .!“ (denn es war Mai, als er zum ersten Male kam), „ohne Zwang . . . ohne Rücksicht . . . ohne Menschen . . . nur in tiefster Ruhe . . . und in großer Reinlichkeit . . . und im Sommer dann vielleicht . . . wenn die Kur sich doch länger ausdehnt . . . unter einem vollen Jasminstrauch und in einem Gärtchen mit ein paar blühenden Rosen!“

Da war der Diener auf die kleine Seite im Orte gegangen, in ein schneeweißes ländliches Häuschen, in dessen Fenstern noch reichlich Winterblumen blühten, mit einem blumig hergerichteten



[illegible], und vor einem ordentlich mit Jasmin-büschen und [illegible] Rosenstämmchen und einer lauschigen Holunderlaube bestellten Garten hinterm Hause, gegen die Felder. Und dort im Schutze einer [illegible] Zille, einer etwa sechsunddreißig-jährigen, immer tätigen, immer auch launigen Frau, die eine einzige, kräftige Tochter von etwa dreizehn Jahren besaß, war es dem vornehmen, herrischen Sonderling sofort wohl geworden.

Wenn Baron Bercken zuerst noch in seinem Krankenwagen in dem kleinen Flieder- und Jasmin- und Rosengarten der Frau Zille saß, las er viel. Er las schon damals hauptsächlich Schriften über Dante.

„Der Herr Baron lesen immer!“ sagte Frau Zille zuerst noch sehr scheu, wenn sie einmal selber vor ihren noblen Gast hatte treten müssen.

„Potz Blitz!“ sagte dann der noch kränkliche General lustig. „Wenn man von Kindesbeinen an nur immer in der Uniform gesteckt hat, betrachtet man die Welt doch auf eine zu besondere Art . . . ich muß jetzt endlich einmal untersuchen, was es auf dieser Erde noch für Ideen gibt, außer den Exerzierreglements . . . und der ganzen militärischen Zucht, die nur darauf gerichtet ist, daß sich die Völkermassen kunstgerecht über den Haufen rennen, wenn es einmal drauf ankommt . . . hören Sie einmal an, meine liebe Frau Wirtin . . .

da bin ich in der Tat noch rechtzeitig auf einen Mann gestoßen, der mir wirklich reichlich zu denken gibt . . . Sie können gar nicht glauben, wie glücklich ich mich fühle, wenn ich jetzt so in tiefster Ruhe in Ihrem Garten sitzen kann und lesen . . . haben Sie den Namen Dante schon einmal gehört? . . . nein . . . Sie haben ihn sicherlich noch nie gehört . . . ich hatte ihn zwar da und dort im Leben doch schon gehört . . . aber was er eigentlich bedeutete, davon hatte ich so wenig eine Ahnung wie Sie . . . Potz Blitz . . . dieser Name bedeutet eine ganze Zauberwelt . . . wenn man sich wirklich die Mühe gibt, diese ganze Welt vor den eigenen Augen aufzubauen . . . wissen Sie . . . so im Geiste . . . daß man sie sieht wie einen Weltplan . . . daß man durch wandern kann . . . so wie man in einem ganz hellen Traume wandert . . . und nur sieht und staunt . . . ich bin schon vollkommen drin . . . leidenschaftlich drin . . . ich habe alles andere schon fast vergessen . . . nun gar die Strapazen des Krieges . . . davon weiß ich wirklich gar nichts mehr . . . ich bin nur noch in Dantes Himmel und Hölle", sagte er mit einer geradezu kindlichen Erregtheit, und offenbar froh, daß er eine Seele gefunden hatte, die kein Wort dazu sagen konnte, nur auch lachen und mitstaunen.

In dieser Zeit war auch die blonde Julie, die dreizehnjährige Tochter der Frau Zille, ein für



ein Dorfmädchen ungewöhnliches Kind, oft dem sanften Sprechtone des vornehmen Mannes nahegeschlichen. War hinter die Büsche im Garten geschlüpft, wenn die Mutter mit dem General sprach. Und hatte oft noch lange zwischen Büschen und Hauswand zusammengedrückt gestanden, um den alten Herrn, der mit Generalstreifen vor der Laube saß, in seiner Vertiefung in die dicken Bücher ja nicht zu stören. Aber wenn sie der General dann und wann doch entdeckt hatte, hatte er sie herangewinkt, hatte ihr auch wohl ein Täfelchen Schokolade einmal hingereicht und hatte mit ihr schließlich ein paarmal in der Abendsonne Mühle gespielt.

Julie war ein kräftiges Mädchen. Ein auffällig weibliches Kind. Mit sehr großen, und sehr tiefen, blauen Augen. Und mit ganz weizenblondem und sehr reichem Haar. So daß sie zwei dicke Zöpfe um ihren sehr kräftigen Kopf legen konnte. Ihr Gesicht hatte eine sanfte, gleichmäßige Rosenröte. War voll. Auch mit ungewöhnlich vollem Kinn und kräftigen, preiselbeerroten, leicht aufgeworfenen, sehr beweglichen Lippen. Sonderlich verkniffen in den Mundwinkeln, so daß sie auf eine sehr persönliche Weise drollig lachte. Noch dazu ganz ohne Ton. Wobei sie zwei tiefe Grübchen neben die Mundwinkel bekam. Die kleine Säule von Hals war milchweiß. Nur etwas

dem linken Ohre zu hatte sie eine flache, ziemlich große, rehbraune Warze, die sie übrigens mit ihrer Mutter gemeinsam besaß. Aber auch ihre Gestalt hatte etwas Auffälliges. Nicht nur wegen der sommerlichen Helligkeit und Wärme, die über ihr ausgebreitet lag: Gestalt und Bewegung waren bei aller Jugend und Kraft voller Ruhe. Etwas ganz Bodenständiges und Zuverlässiges lag in dem Ebenmaß ihres ziemlich großen Wuchses und der jugendlichen Rundungen.

Baron Bercken begann in dieser Zeit, wenn er aus Dante aufsah, auch die Erde neu und scharf zum ersten Male anzusehen. So hatte er an einem Nachmittag lange meditierend nicht nur eine Reihe Blüten des Jasmin unter der Lupe genau und eindringlich untersucht. Er hatte sich auch in das Bild dieses halbwüchsigen Dorfmädchens wie ein Sinnierer vertieft. In seinen langen Selbstgesprächen, wie er sie jetzt in seiner Einsamkeit oft laut vor sich hinredete, sagte er einmal: „Nein ... so weiter wäre es nicht gegangen ... man darf Menschen und Dinge mit den eigenen Blicken nicht bloß so flüchtig abstreifen, wie die Zofe den Fauteuil mit dem Flederwisch ... Augen sind Tore ... man muß Menschen und Dinge tiefer hereinspazieren lassen in seine Seele!"

*



Das war etwa im ersten und zweiten Sommer so gewesen.

Denn auch den zweiten Sommer war Baron Bercken wegen seiner noch immer angegriffenen Gesundheit wieder bei Mutter Zille eingezogen.

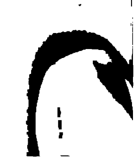
Aber dann war der General, nicht mehr in Uniform, Jahr um Jahr wiedergekommen. Immer Dante lesend. Jetzt freilich schon mit einem ganz anders sachlichen Enthusiasmus. Weil es in seiner jähen Natur lag, nichts halb zu tun. Weil er Dantes Himmel und Hölle jetzt schon wie ein entschlossener Eroberer ganz begriff.

Damals hingen seine Zimmer voll großer Grundrisse. Das ganze, sonderbare Weltsystem dieses mittelalterlichen Sehers konnte Baron Bercken wie Michelangelo den Grundriß von Sankt Peter hinmalen. Er wurde immer mehr ein überlegener Kenner. Er übersetzte. Und kommentierte. Er kannte peinlich genau jede Fassung anderer Übersetzungskünstler. Und wenn jetzt Frau Zille manchmal als staunende und gläubige Seele in den Garten oder in die Laube vor seinen reichbelegten Arbeitstisch trat, die heranwachsende, blonde Julie oft ein wenig scheu dahinter, konnte sich die Alte wahrhaft über die Lebensfrische und Fülle des immer mehr genesenden Mannes heimlich entzücken. Er erzählte ihr dann allerhand. Er zeigte ihr Bilder, wie Dante und Virgil in den Schauern

der Hölle stehen. Er erzählte ihr auch von seinen Mitarbeitern. Er vergaß nie vor König Johann eine tiefe Reverenz zu machen, ganz wie ein vornehmer Soldat immer von einem echten König redet.

„Das war ein König!" sagte Baron Bercken, „der bei allen Königswürden und allen Machtgeschäften nicht nur die Sehnsucht nach einer großen Geistwelt trug ... der sich auch die harte Mühe nicht verdrießen ließ, eine solche Welt eines ganz Großen leibhaftig in sich aufzubauen ... und sehen Sie, liebe Frau Zille, das muß jeder, der eine Geistwelt in sich besitzen will ... ich war bisher ein General ... ein Kriegsmann ... und habe mit Leib und Leben meinen Soldatenberuf ausgefüllt ... jetzt baue ich nur noch meine Seele auf!"

Und die Waschfrau Zille staunte ihn dann noch mehr an. Und die großäugige, tief blauäugige Julie mit den dicken, blonden Zöpfen um das liebliche, kräftige, helle Gesicht stand mit ihrem vollen Kinn und den lächelnden Grübchen schamhaft hinter der Mutter. Denn sie begann eine Jungfrau zu werden. Sie erbebte heimlich von der frischen, mannhaften Laune und Schwärmerei des Generals. Und wenn sie dann allein mit der Mutter in der kleinen Küche stand, behauptete sie sogar, daß Baron Bercken, wenn er so fröhlich



spräche und kurz lachte, wie ein frommes Mädchen aussehen könnte.

„Ach du . . . nee, Unsinn!“ sagte dann freilich Frau Zille dagegen, „das kann ich nicht finden . . . der Herr General . . . der ein so strenges Gesicht machen kann wie ein Polizist!“

Darüber konnte Julie richtig ungehalten sein. Sie hatte eine sanfte Zärtlichkeit im Wesen.

„Ach . . . du verstehst mich nicht . . . das meine ich ja gar nicht!“ Dabei konnte ihr offenes, helles Gesicht wenigstens an der sonst klaren Stirn eine schmerzvolle Düsternis annehmen, die freilich schnell unter einem flüchtig klingenden Lachen schwand. „Ich meine doch bloß . . . so das Kindliche . . . das Andächtige . . . das der Herr Baron in seinen Augen haben kann . . . wenn er so von seinen Ideen erzählt . . . übrigens, Mutter . . . wenn du seine Hände richtig ansiehst . . . und seine Fußgelenke . . . na . . . weißt du . . . da sind meine Hand- und Fußgelenke wie von einem gehörigen Bauerntrampel . . . ich habe keine Rehgelenke!“ sagte sie, fast ein wenig dabei wie von heimlichen Gedanken errötend. „Ob er alt oder jung ist, das vergesse ich auch immer . . . wenn er mit mir Mühle spielt, Mutter, wird er manchmal wie ein Junge!“

„Sei nur vorsichtig, daß dir der Herr nicht zu nahe kommt!“ sagte dann wohl die Mutter Zille

aus ihrer resoluten Lebenserfahrung. „So ein vornehmer Herr . . . wenn er auch noch so ein sanfter und feiner Mann ist . . . und das ist unser General wirklich . . . das Zeugnis muß man ihm geben . . . ich sag dir's ganz offen, Mädel . . . schließlich könnte ich es einem Weibe auch nicht verdenken, wenn die einem solchen Manne . . . mit einer solchen reichen Erfahrung . . . und so fein und nobel, wie der sein kann . . . na . . . ich werde gar nicht weiter reden!"

*

Da war wieder einmal Sommerleben ins Dorf gekommen. Die Erntewagen mit goldenen Bergen ratterten die Dorfstraße entlang und schwankten unter die Scheunenstände. Draußen im Felde ging der warme, leise Sommerwind mit verlorenen Ähren zwischen den schweißigen Schnittern spielen. Und volle Ähren hingen in den überblühten Wildrosenbüschen am Raine.

Da lief der alte Baron Bercken, denn jetzt war er schon fünfundfünfzig Jahre alt, und hatte weidlich manches Ding aus der Welt nicht nur mit seinen braunen Augen flüchtig gestreift, er hatte manches Ding und Wesen aus der Welt richtig durch die Tore seiner Augen in seine Seele hineinspazieren lassen. Da lief der alte Baron Bercken erfüllt von einer seltsamen, ihm ganz unbekannten Unruhe seiner Herzschläge durch das

hintere Rosengatter des kleinen Gärtchens der Frau Zille hinaus in die Felder. Er trug eine leichte, feine, braune Lederjoppe. Und wieder einmal zur Abwechslung ein paar alte Generals-hosen mit Streifen. Sein Gang war immer ein wenig hinkend. Aber sein ergrauter Kopf aufge-reckt und frei im Winde.

Die braunseidene Mütze schwenkte er leicht in der Hand. Da stand der vornehme, stattliche, jetzt sehr versunkene Betrachter von Dantes Himmel und Hölle, aber auch der Welt, lange im freien Felde, griff Halme, die er Korn um Korn aus-knapperte. Brach wilde Rosen und steckte sie in sein Knopfloch, nachdem er ewig wie ein Kenner ihre unscheinbare Schönheit bewundert. Denn neben Dantes Paradies mit der seligen Beatrice hatte sich schon längst ein kindlicheres Paradies, nur mit wilden Rosen an Wiesenrainen durch-blüht, nur mit Lerchenliedern im Blauen, mit fröhlichem Erntetun, mit der sonnengeröteten, kräf-tigen Julie mitten unter Mähderinnen und Schnit-tern in sein Auge und Blut gestellt.

Baron Bercken lachte vor sich hin zwischen den Gesang der Bienen und Hummeln, die der Som-merwind brummend vorbeitrieb, wenn er auch nur einmal nicht an Julie dachte.

„Fünf Jahre alt bin ich," rief er den summen-den Hummeln in den Sommerwind nach. „Fünf

Jahre alt bin ich!" rief er richtig ausgelassen. „Denn seit fünf Jahren erst erkenne ich die Menschen und die Erde!" Und er sah mit sehnsüchtigem Blick über einige schon leere Stoppelfelder hinaus, bis hin wo Julie zur Aushilfe mit in der Ernte kräftige Arbeit tat.

„Fünf Jahre alt bin ich!" rief er von neuem voll einer ihm lange fremdgewesenen Lebenslust in die Lüfte und hinkte mit Haltung immer näher, verbarg sich hinter einem Wildrosenbusch, zog seinen Feldstecher heraus, und hatte jetzt den halbgetürmten Erntewagen als ein kristallklares Bild ganz wie nahe vor sich, sah Julie scharf und genau, sah, wie sie ihre jugendlich volle, kräftige Gestalt im braunen Rocke und losen Leinenhemd reckte, eine Getreidepuppe mit ihren sommerbraunen Armen neben dem Wagen hochstützend, während in der Spannung der Arbeit sich das volle Kinn noch mehr vorstreckte, und die Lippen zärtlich offen standen.

„Fünf Jahre alt bin ich!" so ging es Baron Bercken immerfort wie eine fröhliche Melodie im Blute um. Und er redete mit Lachen: „Ich habe die Welt nur immer in tausend Kleidern und tausend Würden gesehen . . . jetzt sehe ich sie zum ersten Male in der richtigen Kostümierung und in der richtigen Sonne." Und er vermochte nicht, seinen neuen Überschwang zurückzudrängen: „Oh Julie . . . Potz Blitz . . . wie sie heben kann . . .

wie ahnungslos ist sie . . . wie schamhaft und sanft kann sie sein . . . wie jung und gesund . . . seht einmal an!“ Denn er blickte fortwährend jetzt durch den Feldstecher in die Ferne hinüber. „Das gibt jetzt gar ein regelrechtes Fechten . . . zwischen Julie und dem alten Bauersmann . . . kühn ist sie . . . immer drauflos . . . mit den Heugabeln . . . hahahaha . . . sanft lacht sie immer . . . aber streng ist sie gleich, wie ein kleiner Stier!“

Baron Bercken war in dieser Zeit kindlich und scheu, wie nie im Leben. Er hatte im Leben eigentlich Frauen nur immer nebenher angesehen. Obwohl er im äußeren Verkehr der verbindlichste Mann war. Aber jetzt wagte er kaum zur Mutter Zille einmal ins Zimmer zu treten. Und wenn er gar Julie von weitem im Felde kommen sah, ein weißes Tüchel um die weizenen Haare, die darunter ein wenig hervorquollen, drehte er mit heftigen Herzschlägen um, und ging trällernd heimwärts, trällernd und gelassen, bloß um die heimlichen Erzitterungen des Blutes wieder ganz stille zu machen, die in diesem Sommer ihn nachgerade richtig peinigten.

Auch Julie, wenn sie jetzt den Baron Bercken auch nur von ferne sah, ging langsam.

Auch in ihr war manchmal in heimlicher Unruhe, die flüchtig kam und ging, etwas Unklares laut und lebendig.

Blut hat mit dem Blute leise Sprache. Die nur Augenblicke deuten. Wenn sie den General so stattlich heimhinken sah, blieb auch sie oft stehen und sah bis ans Ende des Lichts.

Julie wagte ebensowenig jetzt, in den Garten, wo Baron Bercken noch immer arbeitete, frei hineinzutreten. Sie wagte nicht einmal vom Felde durch den Garten hineinzuhuschen. Und wenn er von Frau Zille etwas erbat, sträubte sie sich, den Dienst zu tun, und bat die Mutter inständigst, sie in Ruhe zu lassen.

*

Da hatte, wie der Herbst herankam, es war Ende August, Baron Bercken einen plötzlichen Entschluß gefaßt. Er war lange im Garten um das Rosenrondel gewandert, offenbar innerlich zernagt und beschäftigt, und lange nicht recht einen Ausweg sehend. Seine Haltung war strenger wie gewöhnlich. Und er hatte sich stundenlang auch gar nicht um seinen Diener gekümmert, der wiederholt schon am Gartentürchen gewartet hatte, weil sein Herr über dem tiefen Grübeln und Mitsichringen die Mittagsmahlzeit unbeachtet gelassen.

Aber dann endlich lag über dem Baron Bercken eine richtige Freudigkeit.

„Mittag ist verpaßt . . . ganz gleichgültig . . . ich habe manches Mittag als Soldat verpaßt . . . gib mir ein Stück Schokolade . . . ich habe noch



keine Zeit zu essen ... wenn ich nur heute nicht die Hauptsache verpasse!" sagte er zu seinem Diener. Er trug auch heute wieder die braune Lederjoppe, hatte die Generalshosen an, und den Goldknauf seines Stockes mit der brauen Seidenmütze in der Hand. Er ging in die Felder. Er wußte, daß Julie immer einsam an einem bestimmten Raine von der Grummeternte heimkam.

Da war Julie recht eigentlich in der Ferne schon richtig erschrocken. Sie hatte dem Schritte und der sonderbaren Entschlossenheit, die sich in dem Herannahen des vornehmen Herrn ausdrückten, sofort ein sehr deutliches Gefühl entnommen.

Julies Herz begann sogleich bis in Hals- und Stirnadern zu schlagen. Sie konnte einen Augenblick gar keinen Schritt weiter tun. War stehen geblieben. Obwohl der General noch mindestens hundert Schritte entfernt war. Sah schamhaft ins Gras nieder, und wurde noch einmal so rot, wie sie schon war, obwohl sie schon vorher wie eine Päonie glühte. Und dann wußte sie nicht, während ihr Blut in allen Adern feuerte und stach, ob sie nicht doch wegspringen sollte. Obwohl ihr Herzensgefühl sie zu dem aufrechten Manne nicht wie zu einem Vater, sondern wie zu einem richtigen Liebhaber leidenschaftlich, aber freilich auch befremdlich und ziemlich hoffnungslos hinzog.

Aber Baron Bercken hatte einen herrischen Blick

in allen wichtigen Lagen des Lebens. Und es dünkte ihn jetzt auch, daß er selbst im Felde nie eine solche jagende Pulsation in seinem Körper durchgemacht. Er war aufgerichtet. Und furchtbar ernst. Und weil er fast fürchtete, daß das Mädchen ihm in dieser einzigen, wichtigsten Minute doch entlaufen könnte, wollte er ihr schon einen strengen Befehl zurufen. Denn so überkam ihn die Angst. Da hatte er es gesehen, daß Julie, ohne daß auch nur ein Laut seinen Lippen entfahren war, ganz sanft und demütig auf ihn zukam.

So standen die beiden nun mitten im Sommerfelde, umbrummt von Bienen und Käfern in Herbstsonne, ganz einsam voreinander. Und wie die Liebe so die Menschen verwandeln kann, war auch von dem grauhaarigen, alten Baron Bercken das Alter und die Würde völlig abgefallen.

Baron Bercken stand so schüchtern da wie ein Jüngling.

Schüchterner konnte auch die junge, hochgewachsene, überrote Julie nicht erscheinen, deren Blut jetzt fast ganz aus den vollen Zügen zu weichen schien.

Baron Bercken stand so überströmt von innerem Erleben, daß er nicht eines Wortes lange Zeit mächtig war. Auch nichts weiter wagte, als die junge Julie an der Hand zu fassen und allmählich

mit der anderen Hand ihre Hand leidenschaftlich versunken zu streicheln.

In den Ohren gellte die Einsamkeit beiden. Und sie hätte vielleicht noch weiter gegellt, die Einsamkeit. Auch wie Baron Bercken seinen Blick innig warm in Julies Blick ansog. Und aus ihren blauen Augen in der tiefen Stummheit eine freie Antwort auf die Frage heraussaugen wollte, die ihn jetzt heimlich ganz ausfüllte und erdrückte.

Da war Julies unschuldige Jugend plötzlich so kindlich liebend aus ihren Augen herausgesprungen, daß sie die feinen Hände des alten Generals, der wie jung leuchtete, zärtlich ergriffen, sie mit ihren vollen Küssen über und über in selbstvergessener Leidenschaft bedeckt hatte, und sie dabei nur immer vor sich hinflüsterte: „Ich will Ihr Weib sein ... ich will Ihr Weib sein!"

Da wußte der General endlich, daß er das Mädchen umarmen und in seine Arme einschließen konnte. Und daß das einzige Seufzen, was er je im Leben gekannt hatte, das heimliche Seufzen manchmal in der letzten Zeit nach Julie, wie diese einzige Leidenschaft in seinem Leben über ihn gekommen war, ganz abschütteln konnte. Und ganz nur nebenbei noch sagen brauchte, daß er freilich ein lahmes Bein hätte, und ein Krüppel wäre ... aber ein volles überflutetes Herz ...

So hat der alte Baron Bercken mit der strahlen-

den Sommersonne und mit ganz unmilitärischen Gefühlen und ganz unkostümiert, denn auch Julie war nur im losen Sommerrock und Sommerhemd, trug ein weißes Tüchel um die weizenen Haare, und wußte noch immer nicht recht, wie ihr geschah, sein Weib gegriffen, so zärtlich, als wenn es eine Prinzessin wäre. Und er selber hat dabei gewähnt, ein seliger Mann zu sein, mit den Feldblumen, die Julie im scheuen Überschwang der Gefühle in ihrer kräftigen Hand noch immer zerdrückte, und mit den Sonnenstrahlen im Bunde, die reichlich warm über das Mädchen und ihn herüberstrahlten.

*

Im neuen Jahr sah man an Stelle des kleinen Häuschens der Mutter Zille ein etwas geräumigeres, sehr geschmackvolles, vornehmes Landhaus auf der kleinen Seite drüben am Dorfbach.

Und man sah auch häufig den stattlichen, hinkenden Herrn mit der anmutigen, einfach, aber sehr vornehm gekleideten Julie am Arme.

Baron Bercken lebte ganz auf dem Lande. Er hatte sich mit Dante eine tiefe und reichliche Zeiterfüllung geschaffen. Und hatte sich auch in das innige Leben mit der Natur längst ganz eingelebt.

Als Danteforscher genoß er bereits einen beträchtlichen Ruf.

Wie Baron Bercken immer eine Eroberernatur war, so hatte er auch Dante völlig sich zu eigen

gemacht. Seine Aufsätze hatten im Lager der Danteforscher ein paarmal schon wirkliche Aufwühlungen verursacht. Und er hatte über die Einrichtung der Danteschen Hölle und den Geist ihrer Symbolik eine sehr geistreiche Lehre gegen den König Johann verfochten und sie mit zwingendem Scharfsinn zu allgemeiner Anerkennung gebracht.

Auch Julie hatte er erobert.

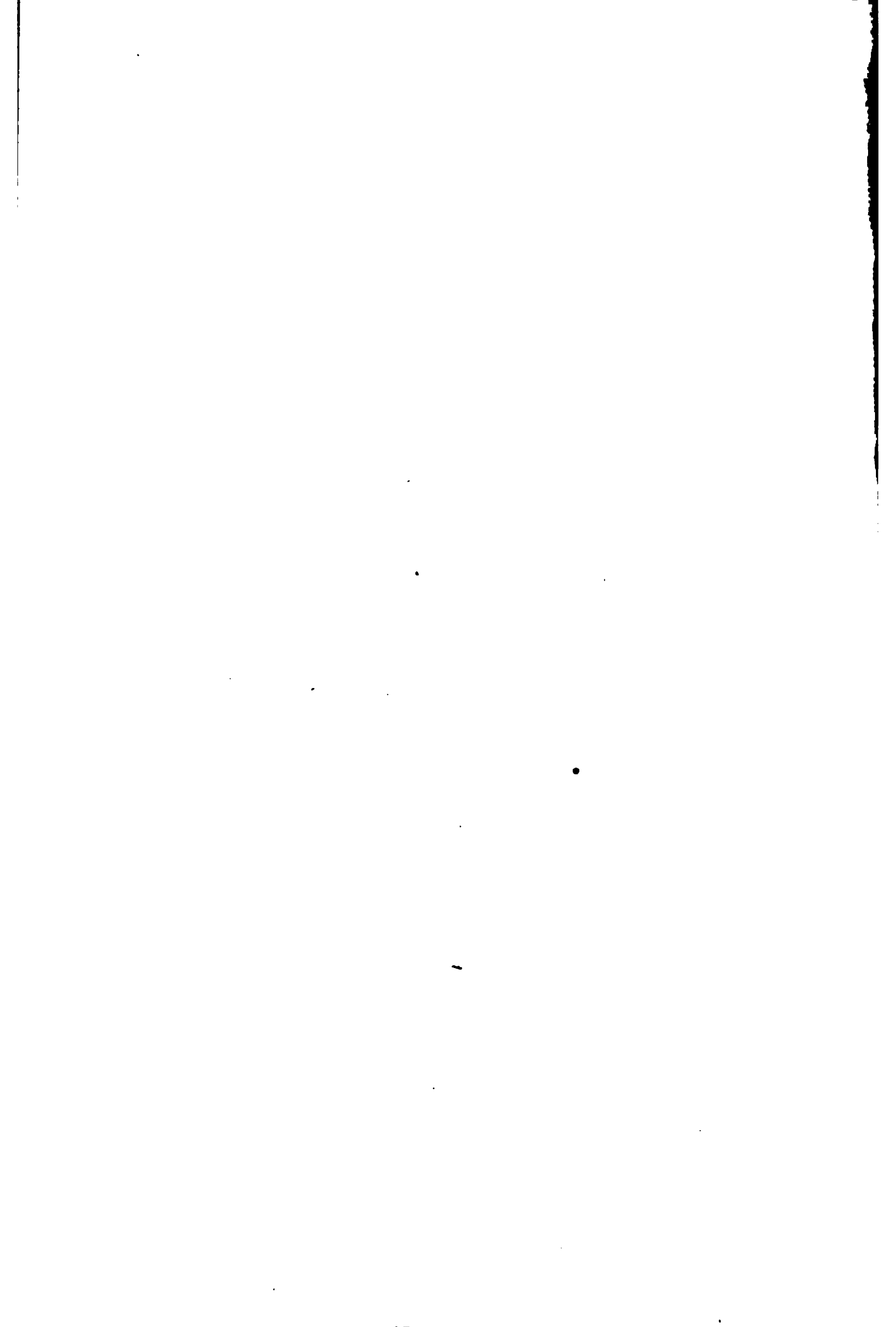
Wenn er jetzt wieder sommers vor seiner Laube in der Arbeit saß, war er zärtlich umgeben von der lieblichen Frau, die wie eine reife Weizenähre so anmutig voll und so blond erschien. Und bald umspielten den alten Baron Bercken auch ein paar kräftige, blonde Jungen.

Jahrelang lebten Berckens ohne Unterbrechung in ihrem behaglichen Dorfhäuschen. Erst wie die Kinder größer geworden waren, gingen sie sommers gemeinsam in die Weichselniederungen, die der General aus seiner frühen Jugend kannte und sehr liebte. Und einmal machte Baron Bercken mit Julie allein eine große Italienreise, um alle Orte genau zu besehen, woran sich auch nur das leiseste Andenken an Dante knüpfte.

Und die Mutter Zille! Die besaß jetzt eine reizende Wohnung in einem Bauernhause über den Dorfbach hinüber, ihren Kindern quer gegenüber. Die ging jetzt immer auch sehr wohlanständig

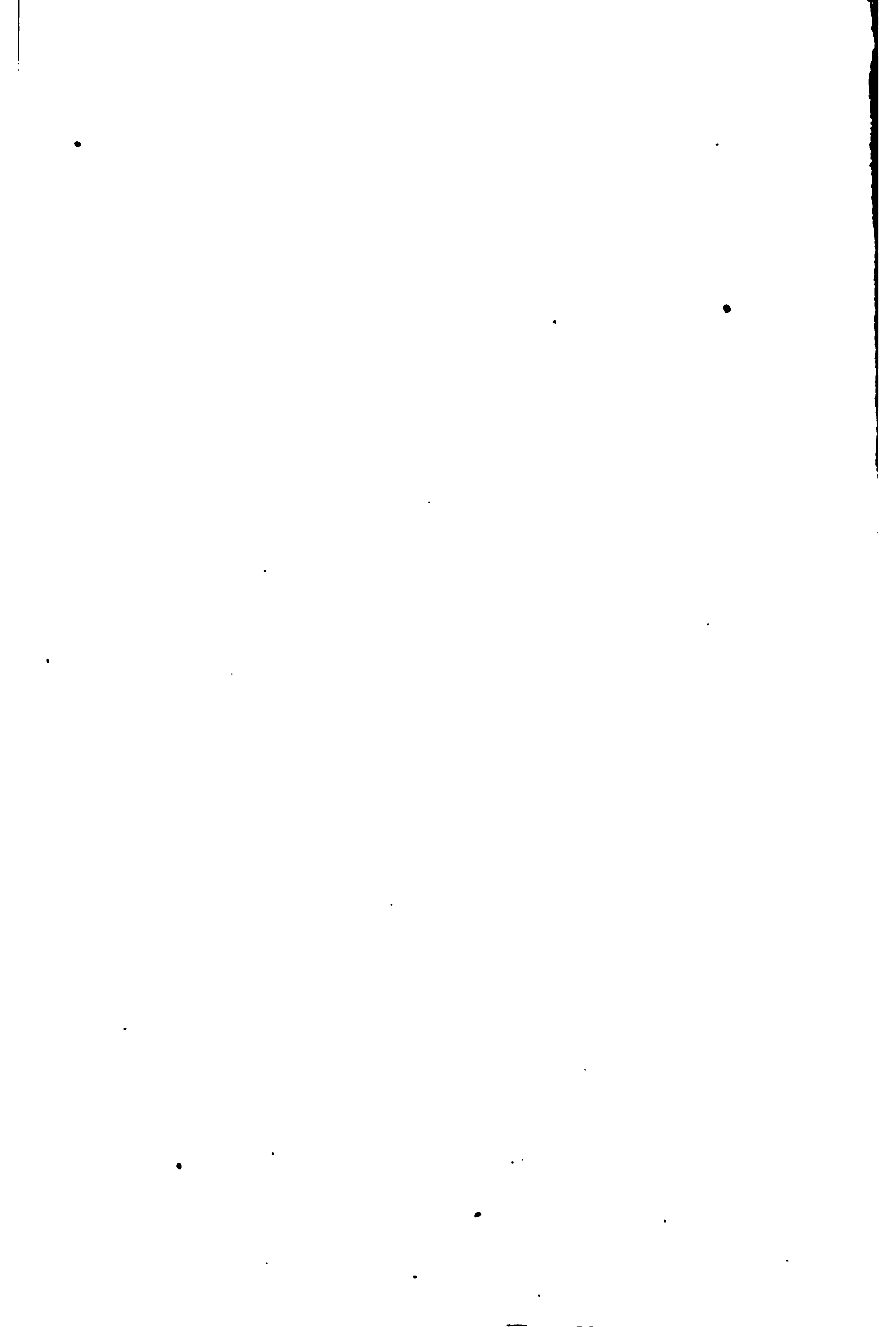
und gepflegt einher. Und wenn die einmal in ihrer Redseligkeit bei einer Tasse Kaffee bei ihren alten Bauerbekannten von ihren kleinen Baronskindern und ihrem Herrn Schwiegersohn redete, machte sie immer gewichtige, große Augen, und hielt sich vor Ehrfurcht die Hand vor den Mund. Und die Hauptereignisse der ganz zurückgezogen lebenden Baronsfamilie redete sie nur feierlich und verhalten höchstens direkt in die Ohren der alten Bäuerin oder des Großbauern hinein.





Der Evangelist Johannes





Die breiten Stufen zum Portal einer badischen Landesirrenanstalt schritten ein Gendarm und ein Strolch aufwärts. Und das Verhör, das der junge, braunbärtige Arzt im Empfangszimmer mit dem Strolche vornahm, ergab, daß man es mit einem im Lande aller Deutungslosigkeiten angelangten Fremdling zu tun hatte. Daß des zerlumpten, abgemagerten, verschmutzten Strolches behaarte Ohren nur noch ganz taub der Sprache der Verständigkeit lauschten, ohne zu begreifen. Daß seine braunen Augen Arzt und Krankenschwester und Gendarm und den Pfleger im weißen Leinwandkostüm anstaunten mit unbegreiflich wähnendem Erwägen, als wenn in seinem Wolkenkreise unbekannte Heilige mit ihm gingen. Nichts von irdischem Erfragen und Auskunftgeben über ein Vagabundenleben. Nur als wenn jetzt längst die Zeit gekommen wäre, wo die Seelen der staubigen Wanderer einander kindlich zulächelten und voreinander Lieder sängen.

Der Strolch begann auch mit dem Ausdruck der Achtlosigkeit mitten hinein in alles Reden ein Lied zu singen:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!
Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat,
Und ist nicht mehr in mir.“

Bis man es ihm freundlich verwies.



Der Fremdling sah wunderlich verwahrlost aus. Ein weicher, wolliger Bart war ihm lang und wirr und ein wenig dünn gewachsen. Sein Haupthaar hing wie das eines heiligen Mannes, lang und lockig braun, beinah bis auf die Schultern. Sein Auge war brennender Güte voll, fast weinselig könnte man sagen. Aber nicht vom Weine, sondern von seiner Erleuchtung im letzten, verzehrenden Fieber. Seine Gesichtszüge hatten eine unverkennbare Größe. Und es ist kein Zweifel, daß Arzt, und vorher schon der Gendarm, als der ihn in einem jungen Eichenwalde rauchend und stöhnend im Moose liegend gefunden, eine Anwandlung von Scheu und Ehrfurcht nicht hatten unterdrücken können.

Der Kopf des Mannes war mächtig gegenüber der gänzlich abgemagerten, dürftigen Gestalt, die in einem schmierigen, verblichenen Jackett steckte, und deren Hosen an den Füßen wie zerfranst waren. Des Bettlers Füße waren erdig und nackt und bluteten. Hut und Stock hatte er nicht mehr, der ausdrucksvolle Strolch. Und keine Frage der Umstehenden hallte aus ihm wieder. Das scheue, ruhlose Lächeln suchte verständnislos an den irdischen Gewalten herum, die ihn umgaben. Schon durch das Irrenhausportal und an der Portiermütze vorüber war er mit einer drolligen Demutsgebärde vorübergeschwebt. Und betastete jetzt den

Ring am Finger des Arztes und den schweren Säbel des Gendarmen. Und er langte auch nach der eiligen Feder des Schreibers, der am Bureautische saß und vergeblich immer warten mußte, bis aus dem Munde des Arztes einige Vermerke über diesen jämmerlichen Landstreicher kamen.

Der Fremdling redete fortwährend vor sich hin. Er nannte auch ein paarmal den Evangelisten Johannes.

„Meinetwegen!“ sagte der junge Arzt, der ein sanfter, aber scharfer Beobachter war. „Lassen wir ihn dabei . . . nennen wir ihn einfach den Evangelisten Johannes . . . aus sieht er noch eher wie der Täufer . . . ih Gott . . . ganz egal, was der Mensch jetzt noch für einen Namen trägt . . . Johannes in der Wüste . . . oder meinetwegen auch Evangelist Johannes . . . schreiben Sie also . . . der Evangelist Johannes!“

Übrigens war der Strolch trotz seiner Wetterbräune furchtbar-bleich und abgezehrt im Gesicht. Der braune Bart umrahmte ganz eingefallene Züge. Und wie ihn der Arzt auch nur flüchtig untersuchte, bemerkte er gleich, daß er zwei große Brüche am Leibe hatte, und gab sofort Befehl, daß man ihn in ein Krankenzimmer und ins Bett schaffte.

Offenbar ging ein Schüttelfrost durch den hageren Leib, obwohl die brennenden Augen ohne Acht innerlich hastig beschäftigt waren. Und neue Fieberideen ihn schon wieder zu beleben begannen.



Als man ihn aus dem Empfangszimmer hinausführte, begann er im Korridore von neuem feierlich zu singen:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!
Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat,
Und ist nicht mehr in mir!"

Er erfüllte mit einem wunderbaren, frommen, schwermütigen Tiefton die steinernen, langen Korridore, in denen Wärterinnen und Wärter hinhuschten. Und ein Irrer, den man vorbeiführte, begann aus seiner stolzen Gebärde in ein narrenhaftes Gelächter überzugehen. Und ließ sich nicht abhalten, dem Gesange des Strolches nachzuwiehern, bis der Evangelist Johannes um die Ecke verschwunden war. Der Strolch schritt mit den Rhythmen des Liedes in frommer Einigkeit verbunden.

Der Arzt hatte es sofort richtig erkannt.

Nur noch die Seele dieses verwahrlosten Menschen lebte und schwärmte. Sie wähnte sich offenbar eines heiligen Berufes voll.

Wie man den Strolch ins Bett brachte, redete er mit weiten Augen, daß er jetzt unschuldig wäre und ganz reingewaschen durch Jesu Blut. Aber er versicherte pfiffig blinzelnd, daß er früher einmal ein Sünder gewesen. „Wer weiß? . . . vielleicht sogar ein Mörder . . . aber jedenfalls ein Dieb!"

Der Gendarm hatte zuerst an einen guten Fang

gedacht. Es war in der Gegend ein Mord passiert. Ein junges Fabrikmädchen war einem verkommenen Lüstling zum Opfer gefallen. Und weil anfangs in dem Eichwalde die geflüsterten Worte des heiligen Vagabunden wie Geständnisse klangen, wie scheues Ausplaudern halber Wahrheiten, so hatte der Gendarm dem untersuchenden Arzt gleich eine solche Erwägung nahegebracht.

Aber der junge Arzt war ein Kenner. Die Phantasien des Evangelisten waren zu feierlich. Seine Bekenntnisse zu geistig. Die Idee von der Reinwaschung schien ihn wie das wirkliche Handwaschen des Pilatus leibhaftig auszufüllen. Aber mit irdischen Wahrheiten hatte seine Fieberseele sonst nichts mehr zu schaffen.

Als der Strolch entkleidet im Bette lag, sah man, daß er ein ganz verhungerter Mann war. Er hatte offenbar schon tagelang keinen Bissen mehr zu sich genommen. Und der Enthaltsamkeits- und Sterbensrausch warf Kiefer und Gliedmaßen.

Essen stieß er von sich.

Wie man ihm zu trinken reichte, trank er wie ein ausgetrockneter Schwamm. Sog er sich schweigend voll. Verstummten lange seine leidenschaftlichen Selbstgespräche. Und eine unbegreiflich lange Zeit sog er richtig, wie Pferde saugen. Und warf sich dann zum ersten Male in die Kissen zurück und schloß die Augen.

Er war offenbar zum Tode reif.

Die Brüche waren entsetzlich. Schwarzblau, wie exotische Gewächse. Zum Operieren war keine Zeit mehr. Und das heiße Auge des Mannes verlangte auch nichts mehr von irdischer Hilfe.

Aber sein Gesicht sah in den reinlichen Kissen noch wunderbarer aus. Ein leidender Christus. Ein Mensch mit der harten Stachelkrone des Schicksals. Und vielleicht auch schon mit einer heimlichen Glorie. So daß der junge Arzt das Bett des Kranken noch immer nicht verlassen wollte.

Der Arzt sah es jetzt genau, daß der Strolch ein Jude war. Es war das apollonisch jüdische Gesicht aus Galiläa. Voll Inbrunst.

Ein Sektierer im Flüstergespräche mit Gott konnte nicht heißer in sich hineinbeten. In seinen Händen und dem ganzen Leibe des Fremdlings zitterte ein Gebet wie eine jähe Naturkraft. Der Strolch lag in den Kissen, die langen Haarwülste ums hohlwangige Fleisch, mit unterlaufener Röte in den süchtigen Augen. Neu aufgescheucht. Gleichsam, als wenn er jetzt damit ränge, den Weg zu finden, der aus dieser Welt hinausführte.

Als der junge Arzt unwillkürlich die Kleider des Mannes noch einmal genauer durchfühlt hatte, waren irgendwo aus dem Rockfutter zwei Bücher zum Vorschein gekommen. Ein ganz vergriffenes Neues Testament und ein ebenso verschmutztes,

aber selbstgeschriebenes Buch. Zwischen dessen Blättern der junge Arzt einen längeren Brief fand, der offenbar von einer feinen Frauenhand geschrieben war. Und der ihn sofort lebhaft interessierte.

Er las:

„Lieber Johannes! Auch Saulus wurde ein Paulus. Auch Sie waren einmal auf schlechten Wegen. Denken Sie nicht, ich meinte, daß Sie sich eines besonderen Verbrechens schuldig gemacht. Wir alle ohne Unterschied tragen an der großen Schuld der Welt. Wir alle ohne Unterschied sind Mörder des Geschaffenen. Wir alle ohne Unterschied sind auch noch immer die Diebe der Ehre und Liebe und des Ansehens des Nächsten auf allen Wegen. Darum ist diese Ihre Schuld an sich nur die allgemeine Schuld dieser Welt. Auch daß Sie ehemals ein jähzorniger, politischer Mensch waren, und in Ihrem heiligen Rußland als Jüngling unheilige Verschwörungen mitmachten, haben Sie längst in der Peter-Pauls-festung in Ketten und Demut büßen müssen. Auch das Teil wird Ihnen der Himmel gegen das Konto Ihrer Feinde aufrechnen. Oh ... dieser rätselhafte, göttliche Widersinn, in den wir alle verstrickt sind! Für Ihre Gewalttat für die Menschlichkeit wurden Sie dort natürlich ans Kreuz geschlagen.

Aber Sie wollen jetzt mehr als ein gewöhnlicher, sündiger Mensch sein. Sie wollen jetzt ein Heiliger sein. Lieber Johannes, jetzt werden Sie Ihr Herz noch ganz anders mit Überfülle Demut speisen müssen. Mit der Demut, die jeder Gewalttat und jeder Schuld sich selber gewissermaßen kühn in die Räder wirft. Sie aufhält mit dem allerentsagungsvollsten Mannes- und Wahrheitsmut. Jetzt werden Sie sich hinwerfen müssen wie ein gemeiner Stein. Mit der großen Tapferkeit der Selbstverachtung und Selbstvernichtung im Blute. Jetzt werden Sie die gemeinen Übel, die das Menschenblut von Grund aus vergiften, in Ihrem Fleische und Ihrer Seele ganz erdrosseln. Werden ein Wahrheitssklave und Selbstverwerfer sein, der die Lüge und den Tod in sich endlich bezwang. Sie Mensch aus Galiläa haben das Christenkreuz auf sich genommen ..."

An dieser Stelle riß der Brief ab. Die weiteren Seiten fehlten.

Der Arzt nahm den Brief an sich und betrachtete noch einmal den wunderlichen Heiligen, der jetzt eine Weile erschöpft und mit geschlossenen Augen dalag. Aber das Gesicht in Königswürde, als wenn ein Überwinder sich der Welt verschlösse. Während seine Pulse hoffnungslos hintrieben.

„Zu helfen ist nicht viel!" sagte der junge Arzt

zum Pfleger, der in der weißen Leinwandkostümierung dabei stand.

„Fieber einundvierzig!“ sagte der Pfleger.

„Sehen Sie ... er beginnt sein jähes Wortgeflüster mit dem trockenen, blutleeren Munde schon wieder!“

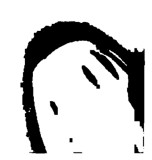
„Man kann nichts verstehen!“ sagte der Pfleger.

Man hätte gar nichs verstanden, wenn nicht der Strolch plötzlich einen Frauennamen laut und mit erhobener Stimme ein paarmal herausgeschrien.

Der junge Arzt hatte den Brief noch einmal in die Hand genommen. Hatte auch das selbstgeschriebene Buch flüchtig aufgeklappt. Las auch eine Seite in dem Neuen Testamente. Und war dann wieder in das bleiche Christusgesicht vertieft, dessen Worte jetzt neu bei geschlossenen Augen hinrasten.

„Beobachten Sie ihn gut ...“ sagte der Arzt sanft. Dann ging er, den Finger zwischen das Neue Testament gelegt, hinaus, setzte sich in sein Arbeitszimmer, sah Briefe auf seinem Schreibtisch liegen, legte das vergriffene Evangelienbuch des Strolches eine Weile aus den Händen. Griff es doch wieder und las.

„Er hatte keine Gestalt noch Schöne, da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte ... Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit ... Er war so ver-



achtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg ... fürwahr, er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen ..."

Der Arzt begann dann auch in dem selbstgeschriebenen Buche zu blättern und zu lesen. Es waren Bekenntnisse. Hastig mit Bleistift geschrieben. Die Schrift ganz ungleichmäßig. Und einzelne Buchstaben oft sehr groß.

Da stand geschrieben; auf der ersten Seite allein:

„Namen habe ich nicht mehr."

Auf der zweiten Seite:

„Ursprünglich war ich ein Revolutionär."

Auf einer folgenden Seite:

„Wißt ihr, was ein Revolutionär ist? ... eine ganz reine, unschuldige Seele, die plötzlich entdeckt, daß die Menschheit ein grün bewachsener Pfuhl aller Laster ist. Und daß auch sie in diesem Sumpfe versinken soll ... Verflucht voraus die hohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfängt ... oh du ewige Lebenslüge!"

Auf einer folgenden Seite stand:

„Wißt ihr, was ein Revolutionär noch ist? ... eine ganz selige Person, von der Wahrheit besessen, daß die Liebe die alles heilende Wahrheit ist ... oh Jammer ... oh Geißel ... und die einen Dolch nimmt, um hinzugehen und die Lüge zu töten ... mit dem Dolche wolltest du



die Lüge töten? . . . mit dem Dolche wolltest du die Wahrheit bringen? . . . oh du dreimal Verfluchter!"

Auf einer ferneren Seite:

„Die Henker schlugen mich . . . daß mir Blut vor Schmerz aus dem Munde und vor Scham aus den Augen sprang . . . und sie wollten meinen Kopf abschlagen . . . da bin ich auf Verbrecherflügeln entflohen . . . oh das war wirklich ein Balancierkunststück . . . aus der Peter-Paulsfestung heraus und über die Grenze zu kommen . . . und der bettelarme Student balancierte bis Wien . . . und saß dann in Wien . . . und mußte leben . . . also seinen Kameraden Überzieher und goldene Uhren stehlen . . ."

Hier waren plötzlich allerlei kleine Blattkonturen und Käfer gezeichnet. Und auf dem nächsten Blatte war eine Libelle mit großer Geschicklichkeit sehr naturgetreu abgebildet. Dann stand weiter:

„Pah . . . ich stahl? . . . was? . . . ich wußte ja damals gar nicht, was Stehlen ist? . . . ich wußte ja damals gar nicht, daß Stehlen heißt, das eigene Blut mit der tiefsten Selbstverachtung sättigen, daß dann jeder Blutstropfen Gift ist . . . hahahaha . . . aber wie ich zu dir, gütigste aller Mütter kam . . . da wußte ich es . . . mit diesem Geheimnis beladen kam ich ja zu dir, gütigste



aller Mütter ... und spann fröhlich mein Schicksal weiter ... oh du gütigste aller Mütter!"

An dieser Stelle hatte ein ausführlicher Name gestanden, der wie eine Adresse mehrfach untereinander geschrieben war. Aber alles war ausradiert. Auf dem nächsten Blatte hatte der Schreiber offenbar mit diesem Wiederholen der Adresse fortgefahren. Man erkannte zweimal die Worte: „An Frau Professor ..." Aber auch hier war sonst alles wegradiert. Und der Name und Ort war durch keine Lupe mehr in seinen Resten zu entziffern.

Dann war im Schreiben wieder fortgefahren:

„Deine Söhne waren Christen ... wie ich ihnen vor deiner Haustür in Jena meine Geschichte, sehr wunderbar demütig zurechtgemacht erzählte ... nämlich ... bis nach Jena war ich nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis in Wien so fröhlich als Vagabund oder Handwerksbursche durchgedrungen ... da führten mich also deine Söhne gleich als unschuldig Verfolgten, als russischen Märtyrer in dein Haus ... gaben mir ihr Bett ... waren meine Brüder ... und deine Töchter meine Schwestern ... und du warst meine Mutter ... hahahaha ... da hatte ich gleich Brot ... da hatte ich eure Liebe ... da plauderte in mich euer Denken ... da streichelte mich euer Glaube ... hahahaha ... daß ich je aufhören kann zu lachen, um diesen Satz





hinzuschreiben . . . hahahahahahahaha . . . meine Lüge behielt ich doch für mich . . . hahahaha-hahahaha . . . ich hatte ja in Wien als ganz gemeiner Dieb Überzieher und goldene Uhren gestohlen . . . und fünf Monate im Gefängnis gesessen . . . und meine Lüge behielt ich doch für mich . . ."

Und die Schrift wurde hier immer inniger und edeler. Fast wie von einer Frauenhand schön.

„Und liebte euch, neue Brüder . . . und liebte euch, neue Schwestern . . . und liebte deine feinen Hände, Mutter . . . daß ich sie mir hätte können das Leben lang heilend auf mein gejagtes Herz pressen . . . und war selig in eurer Gnade . . . und las mit euch die höchsten Philosophien . . . den göttlichen Platon . . . und las mit euch sogar das Evangelium . . . und zerbrannte heimlich mein Herz . . . und kroch heimlich wie ein Hund herum . . . hahahahaha . . . denn meine Lüge behielt ich doch für mich . . ."

Hier begann die Schrift hart und sinnlos groß zu werden. Gewissermaßen von einer ungebärdigen Hand geschrieben.

„So wurde ich ganz in eurer Liebe heimisch . . . manchmal richtig aufgescheucht in die Hoffnung, daß ich doch endlich die Kraft gewönne . . . daß ich doch endlich noch vor euch hintreten würde, meine Sünde von Grund aus zu bekennen und



zu sprechen: „Ja ja ... ich war wirklich nur schon ein ganz gemeiner Dieb ... ich habe wirklich mit niedrigster Selbstsucht meine Mitstudenten schamlos bestohlen ... jetzt bekenne ich es ... auch wenn ihr eure Gnade von mir wendet ... jetzt bekenne ich es ... aber die Zeit kam nie ... die Kraft kam nie ... die Lüge saß eingefleischt in meinem Fleische ... ich war ja ein Sträfling ... ich war ja ein Dieb ... ihr hattet ja nur einen verwahrlosten Strolch in euer Haus aufgenommen ... hahahaha ... ich hatte euch ja nur die Hauptsache verschwiegen ... und eure Liebe bedeutete mir jetzt schon die Seligkeit ... ich wollte jetzt nicht mehr ein Verstoßener sein ... einer, den vielleicht noch Christus am Kreuze angesehen ... den die anderen einfach von ihrer Schwelle weisen ... hahahaha ... ich galt euch ja schon als ein Philosoph ..."

Hier war plötzlich ein kleines Kircheninneres gezeichnet. Vor dem Altar lag auf den Knien ein Mann, offenbar ein bärtiger Mann, vor einem bärtigen Geistlichen. Und eine kleine Gemeinde von Frauen und Männern stand neben dem Taufstein. Dann war auf einer anderen Seite fortgefahren.

„Ich galt euch ja schon als Philosoph ... mich umgab schon Ruhm ... die Ehre eines jungen Weisen ... sogar schon die Ehre eines

sich religiös erneuernden Lebens . . . ihr saßt ja dann in der kühlen Kirchenwölbung und sangt mich Juden gläubig mit euren heiligen Frauenstimmen ... und mit euren reinen Frauentränen wuscht ihr mich rein zum Evangelisten Johannes, der vor dem Altare kniete ... hahahaha . . . so ein heiliges Bild für dreitausend Teufel, daß sie gleich in ein schreiendes Wiehern über euch harmlose Duselanten ausgebrochen wären . . . denn meine Lüge behielt ich doch für mich . . . das glühe Eisen der Lüge hatte ich quer durch mein Herz gespannt . . . und war ausgestoßener wie ein Dämon . . . wie ein dreimal verachteter Selbstverächter . . . den es dann mit Jammergeschrei ruhelos durch alle Lande trieb . . . fort . . . fort . . . durch Italien . . . durch Frankreich ... ein Sträfling ... der allen Wahn weggeworfen ... weder Jude noch Christ . . . die jämmerlichste, feigste Lüge . . . die mit der Scheuheit des hitzigen Tieres in den Wäldern sich verkroch ... wo Gendarmen sie griffen ... immer die jagende Not als Weggenossen ... immer auf der Flucht . . . vor euch allen . . . auch vor dir, du gütigste aller Mütter ... damit du nicht noch einmal an dem räudigen Hunde zur Samariterin würdest . . . oh du herrliche, betrogene Mutter!"

Der junge Arzt las mit Leidenschaft.

Die Selbstbekenntnisse waren mit großem Pathos verfaßt. In einer Hülse unter dem Umschlag des Buches fand sich auch noch ein Zeugnis vor. Offenbar ein Zeugnis aus einer Anstalt für Mission. Der Name „Evangelist Johannes“ stand unversehrt. Aber der bürgerliche Name war auch hier ausradiert. Und dabei stand sehr geordnet: „Stellung als Evangelist einfach verlassen. Besser ins Namenlose untertauchen. Die Lüge hat meinen Namen erwürgt. Die Feigheit hat meinen Namen erwürgt!“

Auch das Datum war unversehrt und zeigte, daß sein Wandern vor anderthalb Jahren erst begonnen hatte. . . .

Es waren auch allerhand Insekten, Käfer und Spinnen, und ein paar Schmetterlinge sehr peinlich und genau in ihren Flügelzierden in dem Buche am Schluß abgebildet. Und auf den letzten Seiten fanden sich mit sehr unleserlicher Schrift verwirrter immer dieselben Bekenntnisse. Noch einmal stand ganz klar:

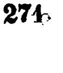
„Kein Außen . . . kein Innen . . . alles in einem Blute . . . das Fieber, das wie ein Natterngeschwür das Leben zerfrißt, ist Blüte und Frucht der Lüge.“

In diesem Sinne drehten sich alle seine Bekenntnisse nur immer um die eine Pein, daß er seinen Heimatgebern sogar bei seiner Taufe die niedrigste Schmach seines Lebens verschwiegen hatte.

Als der Arzt die Lektüre beendigt hatte und sofort wieder in das Krankenzimmer zurückging, begann gerade der verzehrte Mensch im Bette Worte herauszuschreien.

„Oh du gläubige Mutter ... oh du gesegnete Mutter ... oh du herrliche, betrogene Mutter ... du bist dort ... ich bin noch hier ... Mutter ... Mutter ... erscheine ... jetzt bekenne ich ... jetzt bekenne ich!“ so schrie er. Und wie man versuchte, ihm ein Medikament nahezubringen, geriet er in Jähzorn. „Fort ... fort ... ich will die Lüge nicht trinken ... ich will die Lüge nicht trinken ... jetzt entweiche ich ... du süßeste, hunderttausendmal betrogene Mutter ... dein Glaube wächst jetzt in mir ... erscheine ... ich bin Johannes ... erscheine ... erscheine ... jetzt bekenne ich ...“ Und immer gewaltiger schrie er: „Schwäre am Leibe ... Brüche ... und Lüge ... dreimal verflucht ... erscheine ... erscheine nun bin ich doch dein Sohn ... nun bin ich doch der Evangelist Johannes ... jetzt wird endlich Wahrheit ...!“ so schrie jetzt der Kranke mit einer ganz monumentalen, unheimlichen Feierstimme.

Dabei hatte er versucht, sich im Bette vollends aufzurichten und begann nun laut in die Luft hineinzubeten. Aber bald vermochte er doch die Worte wieder nicht mehr in Grenzen zu halten. Und er schrie neu: „Fort der Sträfling ... fort



der Dieb ... fort der Feigling ... fort das Leben ... erscheine ... fort die Lüge ... erscheine ... ich bin jetzt die Wahrheit ... jetzt bekenne ich!“

Schließlich gab der Arzt Anordnung, daß man ihn mit einer Einspritzung ruhig machte.

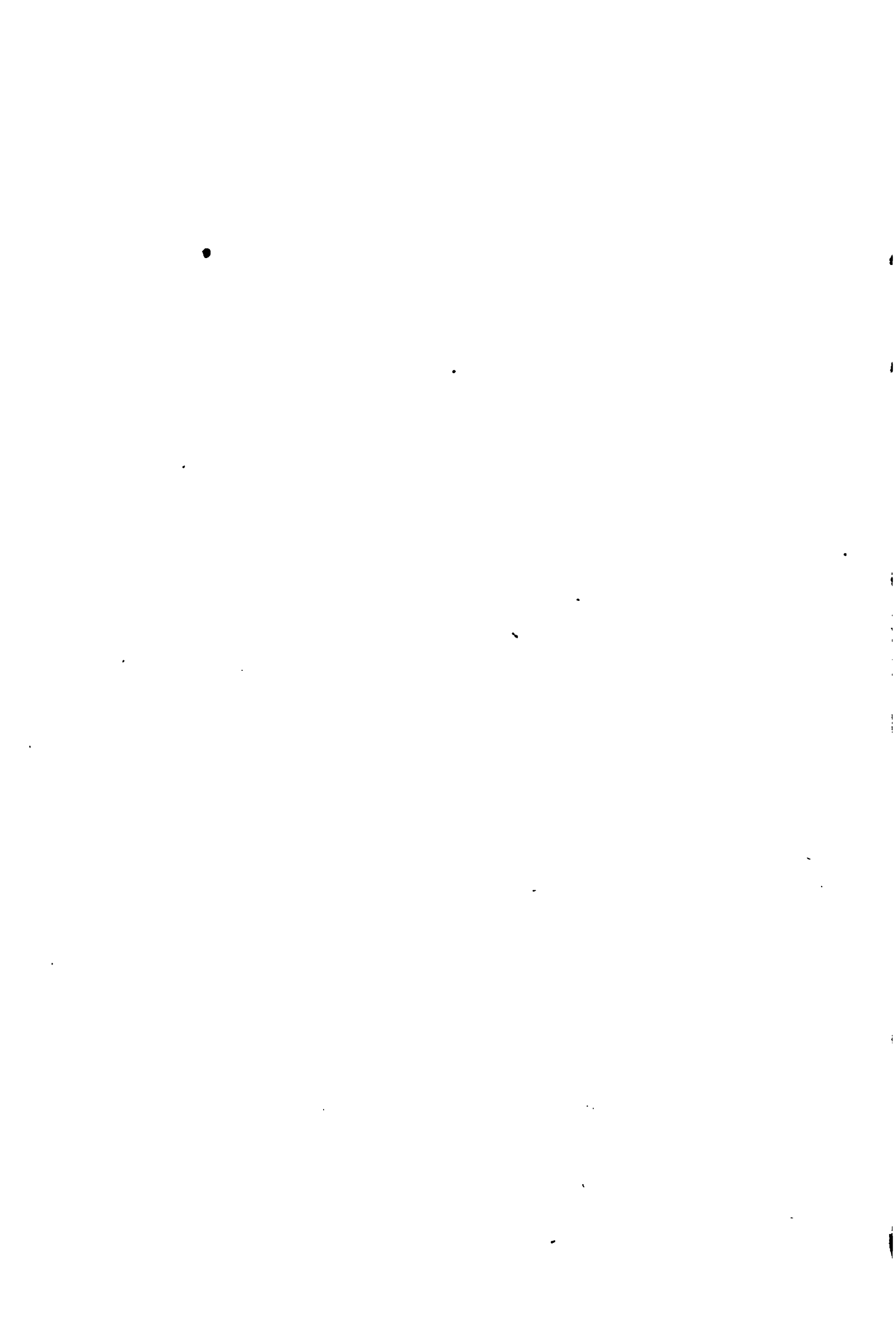
Aber es war eine gewaltige Sterbensgeste.

Niemand konnte im Zweifel sein, daß man einen Befreiten, keinen demütigen, mit Lüge beladenen Mann mehr vor sich hatte. Einen, der mit triumphierender Gebärde das Staubgewand von sich warf.

Bis dann der Schrei an seine allergütigste, hundertmal betrogene Mutter, die er noch immer herzurief zu seinem Siege, noch ein paarmal lallend aus ihm ausging, wie das Betäubungsmittel endlich wirkte.

Dann war der verwahrloste Heilige tief in Schlaf gesunken, ohne noch einmal wieder zu erwachen.

Der Südenvogel



Auf den Teppichen, die weich und kostbar waren, und zweifach und dreifach übereinander sich schoben, liefen kleine, feine, zitternde, die Beinchen ängstlich einziehende, schneeweiße Pinscherchen ratlos herum.

Die Wände waren mit Damastseiden in blassen Farben bespannt.

An den Wänden hingen ein paar aus Dunkel geheimnisvoll schimmernde, große Rembrandts, Originale aus der versteigerten Sammlung des Lord Kister.

Die Rahmen prunkten in mattem Golde.

Die mächtigen Stuhllehnen und Sofalehnen prunkten in Schnitzwerk und gaben das Gefühl alter Wappenzeichen.

Überall sah man auf Kostbarkeiten und Seide.

Gegen die hohen Rundbogenfenster voll düsterbunter Glasmalereien standen Vasen edelster Renaissancearbeit.

In einem Raume schimmerten tausend Silberflöten eines kostbaren Orgelwerkes gegen die mit kirschrotem Damast leuchtenden Wände. Und erlesene Instrumente, alte, tonreiche Geigen und Harfen standen und lagen auf Ebenholzgesimsen herum.

Man kam sich vor wie in geweihten Räumen. Alles in tiefster Stille. Zimmer an Zimmer, Saal an Saal, derselbe große Ton des Schweigens, und des königlichen Reichtums.



Es war in Savannah, im Süden der Union im Stadthause des Mister Korfmaker, eines früheren Arztes oder so. Der durch eine Nervenmedizin ein ungemessenes Vermögen zusammengebracht hatte. Und der vor zwei Jahren hochbetagt gestorben war.

*

Mister Korfmaker besaß auch ein meilenweit ummauertes, wunderbares, labyrinthisches Schloß im Gebirge. Mit Pferdeweiden und unermeßlichen Wäldern, wo er mit seinen beiden Töchtern Forella und Tazita in Frühlings- und Herbstmonaten gelebt hatte.

Und auf den breiten, herrlich gepflegten Kieswegen, die meilenweit nur für seine Fahrten durch die weite Herrschaft angelegt waren, sah man oft Forella hoch auf dem Bock, die feierlichen, königlichen Pferde, meist Füchse, zu sechsen in stampfendem Trabe, die hohe Mailcoach dahinrollen.

Und man wußte auch, daß der alte Gentleman dann im Wagen gelegen, mit zurückgeschobenem Panama in den Himmel starrend.

Und daß Tazita im Wagen aufrecht saß, mit lieblichem Lachen in den blutlosen Mienen die Sprünge der hastigen Renner oder hoch im Blauen die weißen Wolken über dem blühenden oder herbstlich vergilbenden Lande mit großen, verzehrten Augen verfolgend.

Es war, wie gesagt, erst zwei Jahre her, daß Mister Korfmaker gestorben war. Forella war jetzt sechsundzwanzig, Tazita vierundzwanzig Jahre alt. Und jetzt lag auch Tazita im Sterben.

*

Forella war das jache Leben der Stunde.

Die Leinen der feierlich hinfliegenden Tiere zitterten in ihren Händen, die fein und doch unerhört gekrampft waren. Daß auch die goldgeringelten, großen, schwarzen Schlupfwespen, die eine Weile den wiegenden Wagen umspielten, nur ein paar energische Aufrollungen der langen, leichten Peitsche, aber niemals eine Lockerung der Griffe dieser jungen, schlanken Frauenhände hätten veranlassen können.

Ganz anders war Tazita immer gewesen.

Immer kindlich. Sanft. Wunschlos. Eine, die nirgend eine Heimat hatte als in Tönen. Ein Mensch, der mit der Sehnsucht in den Lüften hing. Einer, der die Erde nur mit den Spitzen der Zehen immer berührte. Ein einsames, musizierendes Mädchen, die an der großen Silberorgel saß und in deren mächtigen Tongefügen erbebte. Auch eine einsame Geigerin, die in der Verborgenheit ihrer Räume sich selber ein kleines Weltlied sang.

Und dann draußen in Park und Weide eine vereinsamte Freundin alles Getiers.



Nicht bloß der Edelpferde, die in den weiten Stallungen aufgereiht standen.

Die sanften Stuten reckten die schönen, großäugigen Köpfe, wenn sich Tazitas Kleiderrauschen auch nur von Ferne hören ließ. Die jungen Hengste wieherten voll Inbrunst, wenn Tazitas weiche Liebkosungsschläge in einem Nebenstande vernehmbar waren.

Eine kindliche Freundin auch der schönen, schneeweißen Kühe, die wiederkäuend auf den sonniggrünen Weiden lagen. Und der Füllen und Kälber.

Eine Freundin auch der Kreuzspinnen im Baumgeäst. Der Kröten, die hervorkrochen aus ihren unbekannten Heimatsschlupfen und Nestern.

Eine immer auf der Flucht befindliche Freundin alles fliehenden Lebens, das hoch in die Lüfte sich hob oder niedrig in Gras und Ackerboden gebannt herumkroch.

Auch mit ihrem dunkelnagenden Verzehrungsblick hinaus eine flüchtige Freundin der großen, schwarzen Aasgeier, wenn die einmal in Scharen mit ihren finsteren Flügelspreiten die Sonne im Sause der Fahrt dunkel machten.

Sie war nie eine Herrin gewesen. Nur immer eine Gescheuchte.

Sie war nur selber immer ein verwunschenes Vogelherz, das in die Zwänge des Mister Korfmaker, seines durch eine ausgezeichnete Nerven-

medizinerfindung angehäuften Reichtums und in die kostbaren Kleider und Schmucks und Häuser und Schlösser des Mister Korfmaker eingefangen und verzaubert war.

*

Wie gesagt, Mister Korfmaker war längst tot. Und der ganze Reichtum des alten Herrn gehörte jetzt Forella und Tazita.

Auch die großen Anlagen in der Stadt, darin man die berühmte Nervenmedizin noch immer für die ganze Welt herstellte.

Es waren weltbekannte Riesenanlagen. Mit den erlesensten Maschinen. Und mit den bezahltesten Chemikern an der Spitze.

Die beiden Mädchen brauchten sich um nichts davon mehr zu bekümmern.

Die Uhrwerke gingen von selber.

Die Ströme Goldes rannen täglich neu in ihre Bankdepots.

*

Mister Korfmaker hatte im Leben oft Tazita lange stumm angesehen und nie begriffen.

Er, ein schließlich mit achtzig Jahren noch völlig rüstiger Mann, der gleich gesund und tot war.

Er hatte oft heimlich erwogen, wie sonderbar verschieden das Blut in den beiden Töchtern kreiste.



Er wußte, daß Forella ein stählernes Leben und einen stolzen Blick besaß. Nicht bloß, um die sechs Füchse sicher über die Grasflur fliegen zu machen, selbst einmal auf ungebahnten Wegen, wenn es die königliche Herrinnenlaune fügte. Er wußte, daß ihre junge, schlanke, energische Faust jeden irdischen Reichtum fest umklammern würde.

Aber er hatte auch immer gesehen, daß dagegen in Tazita eine Seele saß, die in Tönen und Sehnsuchten wie die Spinne in zerreißlichen Netzen hing. Die nie mit ihren schlanken Sandalenfüßen auf den festgegründeten Wegen der irdischen Zwecke hinschritt. Die immer bereit, vor Menschen wie ertappt und gejagt, wer weiß wohin zu entfliehen. Und die man nicht mit Goldketten und Perlenketten, nicht mit irdischen Ketten je halten konnte.

Oft war auch eine Welle Unmut durch Mister Korfmakers Uncle Sam-Gesicht mit den roten, glattrasierten Wangen und dem kurzen Kinnbart hindurchgegangen. Wenn es ihm von Ferne eingefallen war, daß mit der alleinigen Hingabe an das Wesenlose, die in Tazita lebte, im buchstäblichen Sinne eine leibliche Schwäche verbunden war.

Sicherlich war so etwas oft durch Mister Korfmakers Gedanken und Sorgen gegangen. Obwohl dann im Alter die Sorgengefühle darum immer schwächer, die Einstimmung mit dem Himmel immer

enger geworden. Und Mister Korfmakers Frömmigkeit in seinen letzten Lebensjahren mit einer behaglichen Freude nur alle seine Bekümmerungen vertrauend auf Gottes Schultern abgewälzt, weil er mit seinen sonstigen Schätzen und Ländern und Schlössern und Bankdepots bis zur letzten Stunde genug zu tun hatte.

*

Forella war schon in frühen Mädchenjahren fromm. Sie tat viel für die Privatkirche und beobachtete alle Gebräuche immer mit einer pompösen Haltung. En passant unter vielem anderen. Weil ihr natürlich immer tausend irdische Tätigkeiten, Verwaltungsfragen, Haushaltungssorgen im Kopfe gingen. Haushaltungssorgen in dem Sinne, wie man etwa bei uns von einem Minister der Landwirtschaft und königlichen Forsten von Haushaltungssorgen reden kann.

*

Mister Korfmaker hatte sich auch oft klar gemacht, woher diese scharfen Gegensätze der beiden Mädchen stammten?

Nämlich, Mister Korfmaker war gar kein Doktor der Medizin gewesen. Er war ursprünglich ein deutscher Apotheker.

Er war schon vor mehr als einem halben Jahr-



hundert vor seinem Ableben nach Amerika ausgewandert. Und gleich von Anfang an ein Uncle Sam geworden.

Er stammte aus einer östlichen preußischen Provinz. Wohl aus der Masurengegend Ostpreußens.

Schon damals ein zäher Mann. Ein Mann der gesunden Zwecke. Der schon mit seinen wenigen zwanzig Jahren gleich auch alles erkannt hatte, was in dem neuen Vaterlande zu erringen war.

Der nur zuerst sich durchgeschlagen. Auch ein paar Monate in einer Kommunistenkolonie im Staate Jowa sein Fortkommen versucht hatte, ehe er ernstlich zugriff.

Sein Wesen und Forellas Wesen waren ganz aus einem Holze.

Und Mister Korfmaker steckte schon voll im Reichtum drin, als er eine reiche Farmerstochter aus Tahiti, eines deutschen Vaters Tochter, die auch noch ein wenig Deutsch verstand, aber die eine eingeborene Südländerin zur Mutter gehabt, zur Ehe nahm.

Da war es kein Wunder, wenn in Tazita der heiße Harm des Blutes ruhelos erwachsen war, der Mischlinge oft zu so feinbesaiteten, unsteten Seelen erhebt.

*

In den totenstillen Räumen im Stadthause begann jetzt auch ein Papagei zu schnarren und zu

plaudern. Und auf die dünnbeinigen, zitternden, schneeweißen Seidenhündchen herabzuschelten.

Und in einer entfernteren Wölbung sang unsäglich süß und selig eine ganz seltene, bunte Vogelart von einer der Südseeinseln. Ein kleiner, scharlachner Vogel, den Tazita leidenschaftlich liebte.

Jetzt konnte sie nur noch manchmal von weitem einen Laut seines lieblichen Gesanges erhaschen. Sie war auch jetzt auf dem Wege in die Lüfte.

*

Tazita siechte seit Monaten hin. Keine Kunst der Ärzte vermochte ihrem Leiden Halt zu tun.

In einem der hohen, feierlichen Räume standen am hellen Tage im Halblicht unter Meißner Blumenkronleuchtern eine Gruppe berühmter Ärzte.

Auch einen ersten europäischen Arzt hatte man übers Meer zitiert.

Forella hatte es ausdrücklich befohlen. „Um alle Verantwortung", wie sie sagte, „von ihren Schultern abzuwälzen."

Denn in die Stille und die Königsfeier der reichen Räume war längst auch der flaumflügelige, steinalte Engel Tod mit der Sanduhr in der weißen Beinhand eingetreten. Und jetzt war er geräuschlos, wie die Rätselwesen kommen und gehen,



hinter den beratenden Ärzten erschienen, und lächelte ihnen wie aus ewiger Kindheit über die Schulter.

Die Ärzte sagten untereinander gerade: „Es ist keine Hoffnung mehr.“

*

Es war keine Hoffnung mehr. Tazita lebte schon ein ganz entrücktes, deutungslos hinschwebendes Leben.

Sie vermochte nur noch kleine Schlucke zu tun. Essen konnte sie kaum noch etwas.

Schon Tage vorher einmal am Morgen hatte ihre Lieblingszofe vor ihr einen köstlichen, frischen Apfel sehr bedächtig verzehren müssen, um der Kranken ein irdisches Essen leibhaftig vorzugaukeln.

Da hatte das bleiche Gesicht der verklärten Tazita mit weiten, saugenden Augen in die Kissen zurückgelegen, hatte zu der Zofe schrobendem Appetite lautlos hingedämmert. Und so Speise genossen, die schon nicht mehr irdisch war.

Ein unbegreiflicher Friede lag jetzt um Tazita. Das Scheue in ihr war ganz in ihrer tiefen, stummen Inbrunst untergegangen. Sie lag oft staunend und schaute in sich. Weil sie jetzt den flaumflügeligen, steinalten Engel Tod im Raume stehen und wie aus ewiger Kindheit lächeln sah.

*

Oft verlangte Tazita ferne Musik zu hören.

Dann saß vor ihrer großen, herrlichen Silberorgel in der entferntesten Wölbung ihrer weiten Räume ein berühmter Organist und spielte Fuge um Fuge. Und die Mienen Tazitas wurden noch größer und kühner und schienen frei aufgehoben bis hin, wo alle Geheimnisse im Lichte liegen.

*

Wenn Schmerzen kamen, und das Leiden Tazita zerriß, gaben die Ärzte Stillungen.

Nach tiefem Vergessen, in das sie so einsank, erwachte sie richtig wie vom Himmel gefallen. Wie nicht mehr Reichtum und Seiden und Kostbarkeiten berührend. Noch weniger darein eingefangen.

Da begann sie Phantasmen zu reden.

Sie sagte mit leiser, vibrierender, traumhafter Stimme, daß es in Lüften schön und frei wäre.

Daß alles Flug wäre.

Daß sie schon ein Vogelleben, reinlich wie weiße Möwen, geführt.

Daß sie schwebend im Raume gehangen, ohne etwas Irdisches noch zu fühlen, als das Wehen freier Gewänder und das Klingen der Lüfte.

Daß zärtliche, wesenlos schwebende Kinderköpfe wie Wolkenflocken mit Ihr im Raume hingezogen.

*



Forella war nicht bei ihr.

Forella kam nur dann und wann.

Forella hatte die Ärzte beauftragt.

Nur besorgte Diener huschten. Und verweinte Zofen huschten. Und die zwanzig weißen Seidenhündchen zitterten und zogen die dünnen Beinchen ein.

Und alles war feierlich und reich.

Und der flaumflügelige Engel Tod, der so alt wie die Hügel ist, sah den Ärzten wie aus ewiger Kindheit hingebend über die Schulter. Und zog sein steinaltes Runzelgesicht in immer breitere, treuherzige Verzerrung, wie die Ärzte es noch bestimmter sagten: „Es ist keine Hoffnung mehr."

Es war keine Hoffnung mehr.

Der Engel Tod besah schon prüfend die abrieselnde Sanduhr in seiner dürren Knochenhand, und wußte längst, daß bald die letzten Körnchen fielen.

*

In den Vesperstunden hatten die Ärzte getan, was zu tun war.

Es waren die letzten Stunden vor Tazitas Sterben.

Tazita hatte schon ewig im Schlafe gelegen, darein sie das Mittel der Ärzte hineingebettet.

Sie hatte beim Öffnen der Tür, obwohl alles in tiefster Schweigsamkeit geschah, doch einen jauchzenden Laut ihres Südenvogels gehört.

Sie flog schon. Sie war schon nicht mehr auf der Erde.

Nur ein fernes Erinnern an musizierende Geister, die mit ihr schwebten, mußte in ihr aufgekommen sein.

Sie richtete sich plötzlich aus ihren Kissen empor und verlangte nach einer Geige.

Man hatte in der Hast eine feine Kindergeige ergiffen, die Tazita aus der Frühzeit besaß.

Da hatte sie sich noch freier emporgerichtet und die Geige fest umgriffen.

Und sie begann sogleich zu geigen. Seltsame, zitternde Geigenstriche. Voll junger, reiner Freiheit. Voll zerbrochenen Gesanges. Immer bebender. Immer kühner. Die lange nicht endeten. Das befreite, schlohweiße Gesicht ganz entfremdet und mit erweiterten Pupillen, die nichts mehr erkannten. Bis ihr Puls plötzlich den nächsten Schlag zu schlagen vergessen.

*

Forella war mit ihrer Troika eben durch die Hauptstraße gefahren. Sie fuhr in der Stadt immer mit drei auffälligen schönen Russenpferden.

Sie stand jetzt in einem großen Kaufhause in dem prunkenden Empfangszimmer und hatte bei einer Auktion um alte, europäische Königsschätze



